Lesebuch

für die

Mittelklasse der Landschulen.

Von

G. F. Heinisch und V. Groß.

II. Abtheilung:

A. Naturgeschichtliches. B. Einiges aus der Naturlehre.
C. Briefe.

Bamberg, 1862.
Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Bücheranzeigen.

Im Verlag der **Buchner**'schen Buchhandlung in **Bamberg** sind ferner folgende zum Gebrauch in den Schulen allerhöchst genehmigte Bücher erschienen:

Heinisch, G. F., Rechenbuch zum Schul- u. Hausgebrauche. Eine nach den bewährtesten methodischen Grundsätzen bearbeitete Anweisung zum Kopf- und Zifferrechnen mit sehr vielen Uebungsaufgaben. **I.** Theil, 2. Auflage: Die Grundrechnungsarten 24 kr. **II.** Theil, 2. Aufl.: Die Bruchrechnungen, 15 kr. **III.** Theil, 2. Aufl.: Der Zweisatz, der Dreisatz in Bruchform, die Proportions- und die Kettenrechnung. 30 kr. Parthiepreis 27 kr. **IV.** Theil: 1. Die Decimalbrüche, 2. Procent- und Zinseszinsrechnung, 3. Alligations- oder Vermischungsrechnung. 4. Von den Quadrat- und Kubikzahlen und ihren Wurzeln. 36 kr. 12 Sgr.

Derselbe, Aufgaben zum Kopf- und Zifferrechnen. Besonders abgedruckt aus der mit Rücksichtnahme auf die neuen Münzverhältnisse umgearbeiteten 2. Aufl. des **„Rechenbuchs zum Schul- und Hausgebrauche von G. F. Heinisch."** I. Heft: Die Grundrechnungen im Zahlenraum von 1 — 100 (Preis 3 Bogen stark nur 6 kr., 2 Sgr.) II. Heft: Die Grundrechnungen in un- und gleichbenannten Zahlen im Zahlenraum von 100 bis zu Millionen, 8 kr. III. Heft: Die Grundrechnungen in ungleichbenannten Zahlen, 8 kr. IV. Heft: Die Bruchrechnungen, 9 kr. V. Heft: Einfache und zusammengesetzte Regeldetri-Aufgaben, 9 kr. VI. Heft: Zins-, Termin-, Haus-, Theilungs- und Gesellschaftsrechnung. Rechnungen, die sich auf die kürzeste Weise durch die Kettenrechnung lösen lassen.

Derselbe, Kurzer Abriß der Erdbeschreibung für die Hand der Schüler bearbeitet. 2. verb. Aufl. Preis 12 kr.

Wandtafeln zur Betreibung des ersten Leseunterrichts, nach dem methodischen Gang in der ersten Abtheilung des von Heinisch und Ludwig verfaßten ersten Sprach- und Lesebuchs bearbeitet von **G. F. Heinisch,** 25 Bog. in gr. Fol. schönster Ausstattung 2 fl. 24 kr. (Zum Gebrauche in den deutschen Schulen auch unterm 14. Januar 1859 Allerhöchst genehmigt.)

Ueber die vorstehend aufgeführten **Wandtafeln zur Betreibung des ersten Leseunterrichts von G. F. Heinisch,** sind u. A. folgende sehr günstige Recensionen erschienen:

(**Augsburger Deutscher Schulbote,** 1857, Seite 373). G. F. Heinisch. **Wandfibel.** Es sind 25 Wandtafeln, deren Druck sehr gut und deutlich, deren Stoff sehr praktisch und zweckmäßig ist. Mit gutem Erfolg wurden sie in der Schule angewendet und verdienen eine baldige Verbreitung.

(**Darmstädter Allgemeine Schulzeitung,** Jahrgang 1858. Nr. 8.) Wer kennt nicht die **Sprach- u. Lesebücher** von Heinisch und Ludwig? Die Wandtafeln athmen denselben Geist und verdienen dieselbe Verbreitung. Tafel 23 — 25 enthalten eine Zusammenstellung der kleinen und großen Druck- und Kurrentbuchstaben, sowie alle anderen Zeichen, eine werthvolle Beigabe, deren Zweck und Dienst erkannt sind.

Derselbe, Kleine Weltkunde für Schule und Haus. 4. verm. und verb. Aufl. Preis 16 kr.

Derselbe, Geschichte Bayerns, für Lehranstalten bearbeitet, 2. verb. Aufl. Preis 1 fl.

Derselbe, Das Wissenswürdigste aus der Geographie und Geschichte Bayerns. 9. Aufl. Preis 7 kr. Auf 12 Exemplare findet **1** Frei-Exemplar statt.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweite Abtheilung.

A. Naturgeschichtliches.

B. Einiges aus der Naturlehre.

C. Briefe.

II. Abtheilung.

A. Naturgeschichtliches.

1. Schönheit der Natur.

Geh einmal hinaus an einem Frühlings= oder Sommermorgen auf eine Höhe und schaue um dich her! Wie schwanken die Aehren auf weiten Feldern in der Morgenluft; wie grünen die Wiesen; wie glänzen Bach und Bächlein im Sonnenschein! Schaue die Bäume an, wie sie aufwärts streben und ihre Zweige wie Arme und Hände zum Himmel erheben! Wie schafft und gährt es in der Luft und in der Erde, daß der Saft zu Blüthe und Frucht gerinne an der Pflanze! Sieh an die schönen Blumen, den blauen Himmel, die silbernen Wolken; athme den süßen Duft, der blühenden Bäumen entweicht; höre den Jubel der Lerche in der Höhe und der anderen Vögel zwischen den grünen Zweigen — und denke: so ist es über die ganze Erde hin und in manchen Ländern noch viel herrlicher! Die Erde ist ein großes Gotteswerk, ein herrlicher Tempel, nicht von Menschenhänden gebaut, sondern von Gott selbst. Der Altar ist das hohe Gebirg, und über demselben flammt wie ein Opferfeuer oder ein ewiges Licht zur Verherrlichung des Schöpfers die prachtvolle, wunderbare Sonne. Und überall, wohin wir schauen, sind zahllose Abbildungen der Macht, der Weisheit und der Liebe Gottes in allen seinen Geschöpfen.

Und dennoch ist die vergängliche Erde, so schön und so herrlich sie ist, der eigentliche Tempel Gottes nicht; sie ist nur der Vorhof, nur ein Ort für Sünder, ein Besserungshaus. Wie muß es da erst sein, wo Gottes Macht und Weisheit und Güte ohne Schleier in aller Fülle sich zeigt! Wie muß es sein im Himmel, wo Gott angeschaut wird in seiner ganzen Herrlichkeit! — Alles Schöne, was wir hier auf Erden sehen, ist

nur ein Wegzeiger, ein Ruf und eine Einladung, den zu suchen, der eine Quelle aller Schönheit ist.

2. Die drei Naturreiche.

Ihr wisset schon, daß es unter den Naturkörpern eine große Anzahl Geschöpfe gibt, die Leben und willkürliche Bewegung haben, d. h. ihren Ort verändern oder verlassen können, wenn sie wollen, wie z. B. die Pferde, Hunde, die Bienen, Spinnen u. s. f. Sie bewegen auch, wenn gleich die Beine ruhen, nach Gutbefinden ihren Kopf und ihre Gliedmassen; sie nehmen ihre Nahrung durch den Mund ein, verdauen sie und geben das Uebrige wieder von sich. Das sind die Thiere.

Bemerkt man aber diese Eigenschaften auch an den Pflanzen? Können Pflanzen von einem Orte nach dem andern, von der Wiese in den Garten, von dem Garten auf das Feld gehen? Nehmen die Salatstauden, der Kohl, die Rosen, die Nelkenstöcke ihre Nahrung durch einen Mund ein? — Keineswegs! Sie sind ja mit der Wurzel in die Erde festgewachsen und haben keinen andern Mund, als diese Wurzeln, womit sie ihre Nahrung aus dem Boden einsaugen. Wenn man sie nicht ausgräbt, so bleiben sie immer an demselben Orte. Vor fünfzig Jahren stand eine Eiche an derselben Stelle, wo sie heute steht. Die Thiere nähren sich von andern Thieren oder von Pflanzen, oder von Speisen, die von Thieren oder Pflanzen herrühren; die Gewächse aber immer von den Säften der Erde.

Indessen haben doch die Thiere und Gewächse manche Eigenschaften mit einander gemein. Die Pflanzen besitzen, wie die Thiere, Adern und Kanäle, wodurch der Nahrungssaft vertheilt und geläutert wird; sie wachsen, wie die Thiere; sie haben, wie diese, ihre Jugend und ihr Alter; sie bringen Gewächse gleicher Art durch sich selbst hervor; sie sind gesund oder krank, haben also Leben, und wenn sie lange genug gelebt haben, so sterben sie dahin, wie wir Menschen und alle Thiere. Brecht eine Blume ab, so wird sie morgen verwelkt, d. h. todt sein; verwundet sie, so wird sie kränkeln und nach nnd nach absterben.

Nun wollen wir aber anstatt einer Blume einen Stein nehmen. Wird auch dieser Stein absterben, dahinwelken, wenn wir ihn verwunden oder zerschlagen? Hat dieser Stein Adern, Gefäße und Kanäle zur Vertheilung des Nahrungssaftes? Bringt er junge Steine hervor? Wird aus einem kleinen Steine mit

der Zeit ein großer, so wie ein kleiner Baum zu einem großen wird? — Nein, nichts von dem Allen! Höchstens setzen die Gesteine in den Gebirgen neue Theile von außen an.

So hätten wir denn also Wesen von dreierlei Art:

1) solche, welche leben, sich willkürlich bewegen und ihre Nahrung durch einen Mund zu sich nehmen; man nennt sie Thiere, und alle Thiere zusammengenommen machen das Thierreich aus;

2) solche, welche zwar leben, sich aber nicht willkürlich bewegen können, und ihre Nahrung durch Wurzeln einsaugen; diese nennt man Pflanzen, und sie machen zusammengenommen das Pflanzenreich aus;

3) solche, welche weder Leben, noch Organe, noch willkürliche Bewegung haben; hierher gehören die Erdarten, die Steine, Metalle und alle Mineralien überhaupt, welche das Mineralreich ausmachen.

Wir haben demnach drei Naturreiche: das Thierreich, das Pflanzenreich, das Mineralreich. Alles, was auf Erden ist, kann zu dem einen oder dem andern dieser drei Reiche gerechnet werden.

3. Das Pferd.

Vor allen Thieren zeichnet sich das Pferd aus. Edel und kräftig steht es da; stolz trägt es das Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; klug und mild blickt es uns an aus dem großen runden Auge, das im Dunkel mit grünem Schein leuchtet. Mit den spitzigen Ohren spielt und lauscht es aufmerksam. Die vorstehende freie Brust zeugt von dem Muthe, der in ihr wohnt. Schlank und glatt ist der Nacken, und um den gebogenen Hals flattert die lange Mähne. Die Lenden sind sicher und fest, behend und leicht die Beine, und die Füße gewaffnet mit harten ungespaltenen Hufen. Ungeduldig harret es des befreundeten Reiters; es wiehert laut, scharrt mit dem Vorderfuße, stampft die Erde. Wie ein Sturmwind fliegt es mit seinem Herrn über den weiten Plan; aber bei Nacht und Dunkel trägt es ihn folgsam und sicher auf schmalem Pfade an Abgründen vorbei. Im Kriege folgt es verständig dem Rufe des Führers und dem Klange der Trompete; muthig stürzt es in den Kampf und wiehert freudig nach errungenem Siege. Ist ein Reiter gefallen, und es kommt vorüber an dessen Leichnam,

so senkt es trauernd das Haupt, und Thränen scheinen seinen Augen zu entquellen.

Ein muthiges Pferdepaar, in gleichem Schritt mit dem zierlichen Wagen des Vornehmen forteilend, gehorsam dem Worte des Führers, lenksam mit leichter Zügelbewegung, ist wahrlich ein schöner Anblick. Aber gleich schön und erfreulich ist's, wenn das große Bauerpferd im Sommer den Erntewagen heimzieht, geleitet von der Hand eines schwachen Knaben. Auch zum Pfluge bequemt es sich und zieht in Geduld neben dem langsamen Stiere die Furchen.

In den weiten grasreichen Ebenen Amerikas schweifen Heerden wilder Pferde umher. Sie stammen von solchen, die einst in jenen Ländern von der Zucht und Pflege der Menschen frei wurden. In Heerden leben sie zusammen; ein starker Hengst ist ihr Führer und Wächter. Gemeinsam kämpfen sie gegen ihre Feinde, die grimmigen Raubthiere. Aber wenn ihnen die Pflege durch Menschenhand abgeht, verlieren sie auch an Größe und Schönheit. Die wilden Pferde sind kleiner; ihr Haar ist rauh und struppig.

Wie niedlich und behende ist das Junge des Pferdes, das Füllen! In lustigen, leichten Sprüngen umkreist es das Mutterpferd oder die Stute, die es mit ihrer Milch säugt und sorgsamen Auges bewacht.

4. Der Esel.

Der Esel ist ein naher Verwandter des Pferdes, und das ist sein Unglück. Denn weil wir ihn immer mit seinem vornehmen Herrn Vetter vergleichen und finden, dass er diesem weder an Schönheit noch an Geistesgaben gleichkommt, so verachten wir ihn und nennen ihn dumm. Damit thun wir ihm aber Unrecht. Er ist kein Pferd und soll auch keines sein, sondern ein Esel; und wenn wir ihn als solchen betrachten, so werden wir gestehen müssen, dass er trotz der langen Ohren und trotz des kahlen Schwanzes mit dem Haarbüschel unten doch ein recht wohlgebildetes und nützliches Thier ist. Zum Reiten, besonders auf Reisen im Gebirg, ist er sehr gut. Nennt man aber einen Menschen — vergleichungsweise — einen Esel, so nimmt ersterer es gar sehr übel.

5. Das Rind.

Kuh und Stier nennt man Rind, und ihr Junges heißt Kalb. Das Rind hat einen ziemlich großen Kopf mit breiter Stirne daran und zwei Hörnern darauf zum Stoßen. Sein Rumpf ist dick und plump; seine Klauen sind gespalten, und sein langer Schwanz hat an der Spitze einen Haarbüschel, mit dem es sich die Fliegen abwehrt. So schön und klug, wie die Pferde, sind die Rinder nicht, wohl aber noch nützlicher für uns. Milch, Butter und Käse, die uns so wohl schmecken, gibt uns die Kuh, und das Rindschmalz, ohne welches die Mutter kaum einen Kuchen backen könnte, kommt auch von der Kuh. Der Ochse zieht dem Landmann den Wagen und den Pflug, wie das Pferd. Daß das Rindfleisch eine kräftige Speise für uns ist, und daß auch der Kalbsbraten recht gut schmeckt, wissen wir Alle. Aus der Haut der Ochsen, Kühe und Kälber bereitet der Gerber Leder zu Schuhen und Stiefeln, damit wir nicht barfuß gehen müssen. Aus dem Unschlitt macht man Lichter zum Brennen und Seife zum Waschen, und sogar die Hörner und Klauen weiß der Mensch zu benutzen, indem er daraus Kämme, Pfeifenspitzen, Pulverhörner verfertigt. Einen ganz hübschen Anblick gewährt ein Stall mit weißen, rothen, schwarzen und gefleckten Rindern, wenn nur die Magd Alles reinlich und schmuck hält. Gar lieblich ist's auch, eine Viehheerde auf der Wiese, im Walde oder am Bergesabhange weiden zu sehen und am Getön ihrer Glöckchen sich zu erfreuen. Ihr könnt da die Rinder immer kauen sehen. Man sollte meinen, sie sollten doch einmal satt werden und aufhören zu kauen, wenn gleich sie so große, dicke Bäuche haben. Nun, sie werden auch satt; sie käuen aber wieder. Wenn sie ihre Nahrung nämlich eine Zeit lang verschluckt haben, legen sie sich nieder und bringen die Speisen wieder in's Maul und kauen sie in aller Ruhe und Gemüthlichkeit noch einmal.

6. Ochs und Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spazirgang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, Keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,

Diesen Streit entscheiden sollte.
Und was konnte klüger sein?

Beide stehen tiefgebückt
Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar hernieder blickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle Beide Narren!" —
Jeder gafft ihn an und — geht.

7. Das Schaf.

Das Schaf hat einen länglichen Kopf und ein spitziges Maul. Die Augen sind ohne Glanz und stehen weit von einander. Sein Körper ist plump und ruht auf vier magern Beinen. Die Füße haben vorn zwei Zehen mit Hufen. Das Fell ist mit weicher, warmer Wolle bedeckt. Die Farbe derselben ist meist gelblichweiß. Es gibt aber auch schwarze und gefleckte Schafe, und manche haben gewundene Hörner. Aus der Wolle strickt die Mutter unsere Winterstrümpfe, und Hosen, Jäckchen und Röcke für die kalte Jahreszeit sind auch daraus gemacht. Das Schaf ist ein gar sanftes gutmüthiges Thier, aber ein wenig dumm und äußerst furchtsam; ein kleines Hündchen kann eine ganze Heerde in die Flucht jagen. Wenn der Schafbock oder Leithammel aus Verzweiflung mitten in die Flamme hineinläuft oder in's Wasser springt oder von einem Felsen hinabstürzt, so folgen ihm die andern Schafe alle nach. Im Sommer weiden und schlafen sie auf freiem Felde und lieben trockene Kräuter und Gräser. Nasse Weideplätze sind ihrer Gesundheit schädlich. Ein heftiges Gewitter erschreckt die unschuldigen Schäfchen so heftig, daß sich die ganze Heerde mit gesenkten Köpfen dicht an einander drängt, und leider tödtet dann der Blitz nicht selten eine große Zahl und zuweilen auch den Schäfer mit. Um Walburgis werden die Schafe gewaschen uod dann geschoren. Im Herbst schlachtet der Metzger die fetten, und wir essen ihr Fleisch, das als Lammsbraten herrlich mundet. Aus dem Talge bereiten die Seifensieder Seife und Lichter, und der Gerber gerbt das Fell zu feinem Leder. Die Gedärme geben als Saiten auf der Violine einen lieblichen Ton, viel schöner, als das Blöken eines Lämmchens, wenn es nach seiner Mutter ängstlich schreit.

8. Die Ziege.

Für ärmere Leute ist die Ziege ein sehr passendes Hausthier. Wer keine Kuh kaufen und ernähren kann, der schafft sich für wenig Geld eine Geiss an, lässt sie im Sommer an Hecken und auf Angern weiden oder bringt ihr Laub von Akazien, Rosskastanien, Eichen, Weinstöcken u. dgl. in ihren warmen und trockenen Stall und tränkt sie mit lauwarmem Wasser, in welches gesottene Kartoffeln und Kartoffelschalen, Kleie, Träber vom Bierbrauer gemischt sind. Weil sie Abwechselung in ihrer Nahrung liebt, so mag sie auch Klee, Rüben und alle Abfälle von Gemüsen. Zum Nachtisch ist ihr ein Wischchen Heu oder Erbsenstroh recht erwünscht. Für das Alles ist die Ziege aber auch dankbar. Sie schmiegt sich zutraulich an uns an und lässt gern mit sich spielen. Sie gibt uns sehr gesunde Milch und zuweilen so viel, als eine Kuh. Dem Ziegenbock weicht man aus, weil er gar so übel riecht, und weil er mit seinen langen Hörnern tüchtig stösst. Das hat auch einmal ein reissendes Thier, nämlich der Luchs, in Schweden erfahren. Dieser war lüstern nach Ziegenfleisch, grub sich ein Loch in einen Geisstall und war schon so weit, dass er eben den letzten Ruck thun wollte, um einzudringen. Da stiess der ergrimmte Bock den Räuber so gewaltig an den Kopf, dass er nicht weiter konnte, und ruhte nicht eher, als bis er todt war.

9. Vom Böcklein.

Du Schäkerer,
Du Meckerer
Hast gar ein zottlich Kleid,
Nicht neu, nicht alt,
Nicht warm, nicht kalt,
Nicht eng und auch nicht weit.

Da spricht der Bock:
„Mein Zottelrock,
Der ist mir zehnmal lieber,
Als ein Gewand
Von allerhand
Tuch, Sammet oder Biber.

Er reißt mir nicht
Und schleißt mir nicht
Und kommt nicht aus der Mode.
Ich trag' ihn von
Geburt an schon
Und trag' ihn bis zum Tode.

Ob ihr auch lacht,
Er ist gemacht
Mir doch zu meinem Putze;
Ich schäm' mich nicht,
Ich gräm' mich nicht
Und trag' ihn euch zum Trutze."

10. Vom Schwein.

Kein Thier, das der Mensch im Hause nährt und pflegt, nützt im Leben so wenig, als das Schwein; auch ist keines unreinlicher, als dieses. Sein langer Rüssel, mit dem es den Erdboden nach Nahrung aufwühlt, und sein gebogener Rücken mit struppigen Borsten geben ihm gar kein hübsches Ansehen. Dabei ist es gefräßig trotz einem Wolfe, nimmt aber mit allem Verdaulichen fürlieb. Je mehr Nahrung es bekommt, desto größer und fetter wird es, und das ist namentlich dem Bauern lieb. Das gemästete Schwein wird von dem Metzger geschlachtet. Sein Fleisch, gebraten oder in Sauerkraut gekocht, ist gar kein übles Essen. Auch Schinken und Würste sind beliebte Speisen für Jung und Alt. Die jungen Schweinchen werden im Herbst zum Theil als Spanferkel gebraten und von vielen Menschen gern genossen. Die Schweinsborsten dienen zu Kehrbesen, zu Kleider- und Schuhbürsten; auch kann sie der Schuhmacher nicht wohl entbehren.

11. Der Hund.

„Das ist gewiß wahr, ein gescheider Kerl bist du. Heute hat der Vater seine Schnupftabaksdose verloren; du hast sie aufgesucht und gebracht. Hündchen, komm her, ich habe dich gern! Wärst du immer so rein gewaschen und gekämmt, wie heute! Du siehst so schmuck aus. Ich hab's dem Vater gesagt, als er dich kaufte, ein Pudel müßt' es sein. Wenn du nur nicht immer mit dem Spitz liefst! der hat mich gebissen. Wenn ich's mit ihm gut meine, weist er mir die Zähne und geht mir aus dem Wege. Das macht ihr Hunde oft so, ist aber recht garstig. Und doch hab' ich euch Alle lieb und sehe euch, ihr klugen Thiere, gern zu. Bring' doch den kleinen schwarzen Pintscher bald wieder einmal mit! Er ist gar zu freundlich und springt deckenhoch, wenn er mich sieht. Es zittert und bebt Alles an ihm, als wenn er sich vor Vergnügen gar nicht fassen könnte. Seine klugen Augen und sein niedliches Köpfchen! Ich möcht' ihn jedesmal herzen und drücken, wenn er keine Ratten finge. Er läuft manchmal mit einem kleinen dicken Mops; die passen aber gar nicht zusammen. Möpschen hat immer eine verdrießliche Stirn, als wär's ihm nicht recht, daß er eine abgestutzte runzlige Nase hat. Der ist dumm, hat keine Lust, sich zu raufen, und will nur immer liegen, schlafen und fressen. Ich glaube, er macht

sich auch aus anderen Hunden nicht sehr viel. Dem kleinen Dachs mit den krummen Beinen geht er gewiß aus dem Wege; dem traut er nicht; der ist tückisch und beißt ihn, ehe er's merkt; er ist ein muthiges Hündchen. Er fürchtet sich nicht vor dem großen Fuchse in seiner Grube; aber du kannst ihm sagen, daß er nicht so tückisch gleich zubeißen soll, als hätte er immer Füchse, wilde Dachse und Kaninchen vor sich. Wenn er erst einmal ein wildes Schwein und einen Bären gejagt und gehetzt hat, wie der große Bullenbeißer und die Dogge, dann soll er sich mausig machen; dann will ich ihm ebenso aus dem Wege gehen, wie diesen. Vor diesen beiden großen Hunden hab' ich Furcht; die sind mir zu wild. Mit den grausamen Augen in ihrem dicken Kopfe sehen sie mich an, als wollten sie mich zerreißen. Ach, wie erschreck' ich jedesmal, wenn sie aus der Hundshütte herausfahren, ihre Ketten schütteln und bellen und heulen, daß man taub wird! Die lassen gewiß keinen Dieb in den Hof. Wenn sie mich so lieb hätten, wie du, Pudelchen, wenn sie mir nichts zu Leid thäten und sich von mir führen ließen; dann wollte ich die Leute ansehen; dann ging ich mit den großen Hunden auf die Jagd hinaus, und sollte mir Niemand Etwas anthun. Aber ich weiß wohl, die großen Hunde gehen nur mit den Männern; mit einem Kinde zu gehen, schämen sie sich, wollen nichts davon wissen und können nur beißen und die kleinen Hunde zu Tode hetzen. So macht's auch das große dürre Windspiel mit seinen langen Beinen. Hübsch und schmächtig ist es; aber vor seinem langen Hechtkopfe und den falschen Augen muß ich mich doch fürchten. Wenn die drei großen Hunde einmal zusammenkommen und einander auf den Pelz fahren, dann müssen sich die Kinder gewiß fürchten. Wenn aber Möpschen und Spitzchen, oder Pintscher und Dachs mit einander tanzen, spielen und sich raufen, dann brauchen sich die Kinder nicht zu fürchten. Vor dem Wasserhunde fürcht' ich mich auch nicht. Dem bin ich gut und streichle ihm gern sein schönes weiches seidenes Fell. Ist er auf der Hühnerjagd, so kann ich mich nicht satt daran sehen, wie er im hohen Grase und im Stoppelfelde seine Sprünge macht und fleißig auf den Jäger horcht. — Pudel, merk' dir's, mit deinem Spitz geb' ich mich nicht wieder ab! Er denkt, es ist im Hause jede Stecknadel sein; wenn man sich rührt, knurrt er; wenn man seinen Herrn nur angreift, beißt er zu und bellt und ärgert sich den ganzen Tag, daß er krank werden möchte. Du, lieber Pudel, machst zwar manchen tollen Streich,

du läufst gern herum, bist wenig zu Hause; aber du gefällst mir doch am besten, bist immer freundlich, lustig, possirlich und meinst es mit Allen gut.“

So sprach das Kind zum Pudel und drückte und herzte ihn; denn es hatte ihn lieb. Wenn es aber mit ihm sprach und in seine treuen Augen hineinsah, stand er so klug da und drehte den Kopf, als ob er Alles verstehen könnte. Das Kind brauchte nur ein Wort zu sagen und zu winken, so that er's und machte es so geschickt, daß das Kind sich wundern mußte. Oft dachte es: „Wie klug sind diese Thiere, und haben doch keinen Verstand, wie die Leute sagen!“ Du kannst es glauben, die Hunde verstehen Etwas. Sie kennen ihren Herrn; sie wissen recht gut, was er will; sie sind gern bei ihm und bleiben auch, weil sie ihm gut sind. Niemand darf ihrem Herrn Etwas stehlen; sie helfen ihm beim Arbeiten und machen es gewöhnlich ganz geschickt, weil sie sehr gut sehen, hören und riechen können. Ich sehe gern zu, wie sie es machen; ich freue mich, wenn sie Alles so gescheid machen, und kann es doch kaum begreifen. Darum werde ich immer neugieriger; oft sinne ich im Stillen nach über diese klugen Thiere, und wenn einer vor mir steht, denke ich bei mir: Was mag der wohl im Sinne haben; wie wird er's wohl anfangen?

Es ist, als wären die Hunde alle heimlich in die Schule gegangen, und da wäre ihnen gesagt worden: Das macht ihr so und so; macht's recht hübsch und ordentlich — und nun wissen sie es alle auswendig. Da schnoppert der Jagdhund nach dem Häschen, und wenn's verloren gegangen ist, sucht er's noch am andern Tage und findet's. Da nimmt der Hühnerhund sich fein in Acht, daß er die Rebhühner nicht unvorsichtig aufjagt. Dachs kriecht muthig in die Fuchslöcher und beißt Alles heraus. Bullenbeißer und Spitz jagen die Bettler und Diebe fort. Der Hirtenhund treibt die Schäflein zusammen. Und dort, wo es kalt ist, suchen die Hunde die erfrornen Menschen auf und ziehen sie aus dem Schnee heraus, oder sie fahren ihre Herren im Schlitten viele Meilen weit, als wären sie Postpferde. Kurz, die Hunde können alle Etwas; sie müssen's mit dem ABC gelernt haben; darum sind sie alle gescheid. Du aber, mein guter Pudel, verstehst mehr, als die anderen Hunde, bist in der Schule zuerst gesessen und bist ein gescheider Kerl: Du sollst ein Student werden!

12. Der Kettenhund.

Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht;
Ihm ist kein warmes Bette,
Wie euch, zurecht gemacht;

Hat keinen Schlaf und Schlummer
Und drückt kein Auge zu,
Wenn ohne Leid und Kummer
Der Müller schläft in Ruh'.

So ist er auf der Lauer,
Ein Wächter brav und treu;
Ihn schreckt kein Regenschauer;
Ihn macht kein Wetter scheu.

Und während ohne Sorgen
Der Herr, der strenge, ruht,
Da wacht er bis zum Morgen
Und hält sein Gut in Hut.

Er bellt und rührt sich wacker,
Hört er nur einen Laut,
Und bleckt die scharfen Hacker,
Wenn Einer her sich traut.

Und steigt gar auf die Mauer
So ein verstohlner Dieb,
Da spricht er ohne Schauer:
»Ist dir dein Leben lieb,
So mach' nicht auf den Riegel,
Und thu' nicht auf das Thor;
Sonst pack' ich dich beim Flügel
Und schüttle dich beim Ohr!«

Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort;
Dann reckt er seine Glieder
Und murrt in einem fort.

Des Morgens in der Frühe
Stellt sich der Hunger ein;
Da soll für seine Mühe
Ihm auch ein Frühstück sein.

Drum springt die Magd zum Keller
Und bringt ihm Milch und Brod,
Und brockt es in den Teller.
Nun hat er keine Noth.

Und wie sie ihn so streichelt,
Das freut den wackern Hans;
Er schmunzelt und er schmeichelt
Und wedelt mit dem Schwanz.

Und stellt sich auf die Socken
Und macht sein Kompliment;
Dann schlingt er erst die Brocken —
Das ist des Liedes End'.

13. Die Katze.

Das muß fürchterlich sein, wenn ein Tiger aus dem Busche hervorspringt, einen Menschen packt, ihn zerreißt und frißt. Du

blutdürstiger Tiger bist ein schreckliches Thier! — Mietz, siehst du mich verwundert an? Ich will dir sagen, ich traue dir auch nicht immer; bist auch ein kleines Stück vom Tiger. Hast du's gehört? Ein Tiger bist du! Gestern hast du schon wieder eine Maus gemordet und Blut gekostet, und wie hast du dem armen Thiere mitgespielt! Ich glaube fast, du ärgerst dich und thust das aus Wuth, weil du's nicht gleich, wie ein Hund, auf einen Bissen hinunterwürgen kannst. Was kann das arme Mäuschen dafür? Du böses heimtückisches Thier! Du bist nicht ehrlich, wie mein guter Pudel. Du schleichst ganz heimlich und im Finstern einher. Du versteckst dich und lauerst, und wenn du anfängst, auf dem Bauche zu kriechen, und leise mit dem Schwanze wedelst: dann fürcht' ich mich vor deinen bösen, gierigen Augen; dann springst du schnell auf die arme Maus zu, wie ein Tiger. Pfui, geh, daß du fortkommst! — Willst du schon wieder schmeicheln? Es ist ihr ganz gleichgültig. Da streicht sie an meinem Kleide hin, als wenn sie die Unschuld selbst wäre, und sieht mich so klug an, als ob sie's besser wüßte. Nun, das ist wahr, Mietz, dumm bist du nicht. Du kratzest, du naschest, du fängst Mäuse, als müßte es so sein; denkst dabei, was du willst, und bildest dir nichts ein. Einmal warst du klüger, als unsere Milchfrau. Weißt du's noch, wie sie dich in einen Sack steckte und eine Stunde weit auf's Dorf mitnahm? Damals weinte ich, als dich die Mutter verschenkte. „Die siehst du sobald nicht wieder," dachte ich. Sitze ich da in Gedanken, kommt auf einmal das Thier in die Stube herein, miaut und — ist wieder da. Ich begreif's nicht, wie du den Weg gefunden hast. Neulich hetzte dich dein guter Kettenhund aus des Nachbarn Hof. Erst hatte ich Angst, nachher aber lachte ich aus Leibeskräften. Er trieb dich in eine Ecke. Du konntest nicht heraus. Aber du hättest es sehen sollen, da hast du ihm ein giftiges Gesicht gemacht. Dann hast du gezischt, ihm die Tatze und die Krallen gewiesen, und wie er ein bischen auswich — husch! warst du, wie ein Blitz, auf dem Baume, und ruhig hast du ihn unten zappeln lassen. Kurz, du weißt dir zu helfen und bist geschickt. Aber lernen willst du doch nichts; du bist viel bequemer, als Pudel, der so viel kann. Den ganzen Tag willst du nach deinem Belieben frei herumstreichen in allen Stuben, in der Küche, auf dem Dache. Geschickt bist du, daß dir's kein anderes Thier so leicht nachmacht. Als dich der Hausknecht neulich aus dem Taubenschlag jagte, bist du wie eine Feder hoch vom Dache herunter-

geflogen. Ich glaubte, du wärst todt. Nein, du ruderst mit deinem Schwanze durch die Luft, fällst auf die Füße, stehst, schüttelst dich ein wenig, läufst davon, und dann ist's, als wäre nichts geschehen. Ich möchte dir's nicht nachmachen. Aber du bist auch so gelenkig und weich an deinen Gliedern, wie eine Schlange. Du zischest wie eine Schlange, wenn dich die Hunde besehen; du schleichst um die Maus herum und zielst und schießest auf einmal zu, wie eine Schlange. Du kannst sogar im Finstern sehen, wie eine Eule. Ja, du bist ein Tiger, eine Schlange, eine Eule; so gefährlich bist du. Ich muß es dir heute recht ordentlich sagen, daß du ein abscheuliches Thier bist. — Mietz, bist du böse? Laufe nicht fort; bleibe; ich zanke nicht mehr und will dich nun wieder lieb haben. Es ist wahr, du hast mir schon viel Freude gemacht; den Pudel und dich habe ich nun einmal gern. Wenn du am Fenster sitzest und dich putzest und leckst, denke ich manchmal: „Warum kann das der Pudel nicht, und wer hat dich's nur so gut gelehrt?“ Da läuft Mietz ein paar Tage herum, wird nach und nach schmutzig; auf einmal fällt ihr's ein, sie wäscht sich. Nun streicht die kleine stachelige Zunge auf dem weißen Pelze hin und ruht nicht, bis Alles abgewaschen ist. Dann leckst du die Pfötchen naß und reibst dir Kopf und Stirn damit ab. Endlich ist's fertig — das Kätzchen sitzt sauber und geleckt da. Mietz, wenn ich dir zusehe, muß ich mir die Hände waschen, weil du so reinlich bist. Am liebsten habe ich dich, wenn deine Kleinen um dich herum spielen und lustig sind. Da siehst du ganz ernst zu, verziehst keine Miene und kommst mir vor, wie eine Mutter. Folgt Eine nicht, so bekommt sie einen Hieb. Aber die kleinen Dinger verstehen das nicht. Wenn sie die Ohren spitzen und mit einem Strohhalm spielen, wenn sie das Pfötchen krumm machen und es vorsichtig daran halten, als ob's zu heiß wäre; dann habe ich sie manchmal fast todt gedrückt, so possirlich sind sie.

14. Vom Schmunzelkätzchen und Bullenbeißer.

Das Kätzlein sitzt vor dem Haus
Und putzt sich die Augen aus,
Streicht dabei zierlich und zart
Ihren schönen weißen Bart,
Daß er sich nicht runzelt;
So sitzt's da und schmunzelt,
Kämmt sich auch ganz nach der Mode
Mit ihrer rosenfarbigen Pfote,
Und ihr hüpfendes Schwänzlein
Tanzt dabei ein lustiges Tänzlein.
Dann krümmt sie den Rücken

Und kauert nieder,
Fängt Schnaken und Mücken
Und lauert wieder,
Tappt
Mit ihrem Tätzchen
Und schnappt
Nach einem Spätzchen,
Schnurrt
Und surrt
Wie einem Spinnmädchen
Sein Spinnrädchen,
Oder wie einer Hummel
Ihr Gebrummel.
So gemüthlich sitzt sie
Auf dem Stein,
Und die Ohren spitzt sie
Oft und fein.
Wie sie aber so gähnt
Und sich so dehnt,
Kommt auf einmal aus dem Haus
Der Bullenbeiß heraus
Gesprungen, wie ein Gaul,
Mit einem entsetzlichen Maul,
Und bleckt die Zähne zum Schaudern.
Das Kätzlein sieht's und will nicht zaudern
Und will sich verstecken
In einer Ecken.
Aber der Bull fängt an zu bellen,
Daß ihr die Ohren gellen,
Daß ihr Hören und Sehen
Und alle Sinne vergehen.
Der Bullenbeiß schreit: „Wu, wu!“
Das Kätzlein bleibt in Ruh'.
Er bellt nochmal: „Wu, wu!“
Kätzlein sagt nichts dazu.
Der Bullenbeiß schreit: „Hoho!“
Kätzlein macht's wieder so.
Der Bullenbeiß schreit: „Hau, hau!“
Das Kätzlein munzt: „Miau!“
Und krümmt ihren Buckel
Wie eine borst'ge Suckel.
Ihre Augen funkeln
Wie zwei Kohlen im Dunkeln;
Fängt auch mit Schnauz' und Nasen
Erschrecklich an zu blasen.
Nun hält sie bereit zum hitzigen
Gefecht die Krallen, die spitzigen.
Und wie er wieder bellt,
Sitzt sie auf seinem Nacken
Und zwickt und zwackt und krällt
Mit ihren scharfen Hacken.
Und dem Bullenbeiß
Wird's so schwül und heiß,
Daß er nimmer weiß,
Wo hinaus
Und wo heraus.
Er schüttelt sich
Und rüttelt sich:
Nützt nichts.
Er schnappt
Und schnauft,
Er trappt
Und lauft:
Schützt nichts;
Denn das zornige Kätzlein
Schwingt noch immer sein Tätzlein,
Hält ihn wacker fest beim Schopf
Und zaust noch tapfer seinen Kopf,
Bis er bittet und bettelt
Und endlich ganz
Demüthiglich wedelt
Mit seinem Schwanz.
Da springt das Kätzlein herunter
Auf den Stein

Und sagt: „Jetzunder
Laß ich's sein!"
Hat auch weiter keinen Trutz
Und macht sich wieder zurecht
den Putz.
Das Kätzlein schnurrt und surrt;
Der Bullenbeiß murrt und knurrt
Und denkt in seinem Sinn:
„Da geh' ich nimmer hin.
Das Kätzlein hat scharfe Krallen,
Die haben mir nicht gefallen.
Nun will ich sie nimmer an-
bellen,
Dann wird sie auch nimmer
krällen."
Jetzt kommt der Metzger heraus
Und lacht ihn brav aus,
Legt ihm einen Strick
Um sein Genick
Und jagt ihn in's bretterne
Haus. —
So geht die Geschichte aus.

15. Häslein.

Unterm Tannenbaum im Gras
Gravitätisch sitzt der Has',
Wichst den Bart und spitzt das Ohr,
Duckt sich nieder, guckt hervor,
Zupft und leckt sich,
Rupft und reckt sich,
Endlich macht er einen Sprung:
„Hei, was bin ich für ein Jung!
Schneller noch als Hirsch und Reh
Spring ich auf und ab die Höh';
Wer ist's, der mich fangen kann?
Tausend Hund' und hundert Mann,
Gleich will ich's mit ihnen wagen,
Soll mich Keiner doch erjagen.
Und der Graf auf seinem Schloß
Hat im ganzen Stall kein Roß
Und auch keinen Reitersknecht,
Der mir nachgaloppen möcht'."
„Häslein, nimm dich doch in Acht,
Hund und Jäger schleichen sacht!
Eh' du's denkst, da zuckt es roth,
Und die Kugel schießt dich todt."
Aber 's Häslein hat sich jetzt
Wie ein Männlein hingesetzt,
Schaut nicht auf und schaut nicht um. —
„Bst, wer kommt so still und stumm
Dort durch Busch und Dorn und Korn
Mit dem Stutz' und Pulverhorn?

Hu, der Jäger ist es schon!
Häslein, Häslein, spring' davon!"
's ist zu spät; es blitzt und pufft,
Und der Rauch steigt in die Luft,
Und das Häslein liegt, o weh!
Todtgeschossen in dem Klee.

16. Das Eichhörnchen.

Wenn Seiltänzer und Luftspringer ihre Kunststücke zeigen, so trommeln und trompeten sie die Leute zusammen, und diese laufen und sehen um ihr Geld die halsbrechende Kunst. Aber was ist diese gegen das, was ein Eichhörnchen alle Tage und nur zum Spasse treibt? Nicht wahr, ich habe Recht, du nettes Thierchen auf der Eiche da droben? — Was für ein zierliches Männchen es macht! Wie hübsch es sein haariges Schwänzchen auf seinen Rücken gelegt hat! Die Spitze sieht gerade zwischen seinen beiden Ohren durch, dass man meint, es hätte einen kleinen Helm mit einem Rossschweife auf dem Kopfe. — So, putze dich nur recht! Du bist ein recht reinliches Thier und kannst keinen Schmutz und keine Unordnung an dir leiden. Ich glaube, es versteht mich, weil es mir so aufmerksam zuhorcht und so neugierig herabguckt. Nimm dich in Acht, wenn ein Jäger kommt! Der unterhält sich anders mit dir! Der hat auf seinem Rücken ein Rohr, worin Etwas steckt, das noch schneller zu dir hinaufkommt, als du hinaufgekommen bist. Da hätte dein Nussfressen gleich ein Ende.

Was knurrst und pfurrst du denn so? Bist du vielleicht böse? Du bist hitzig und zornig; das weiss ich schon lange; aber diesen Fehler musst du dir abgewöhnen und nicht sogleich beissen, wenn man dich anrührt. Ich meine es ja gut mit dir. Ist das vielleicht dein Nest da oben in dem Wipfel? Nun, du hast es hoch genug hinaufgemacht. Dahin käme ich in meinem Leben nicht. Wie hast du doch nur die dünnen Zweige so geschickt in einander gebracht und sie zwischen den Aesten so fest machen können, dass sie kein Wind herabbringt? Dringt denn durch das Dach kein Regen? Wie viel Junge sind denn in dem Neste? drei? vier? —

Da springt es fort! Es ist wahrhaftig schon droben

und schlüpft zum Nestloche hinein! Gewiss erzählt es seinem Weibchen und seinen Kindern, was ich mit ihm gesprochen habe, und lacht vielleicht über mich. Ei, da kommt es schon wieder! Mit einem Sprunge ist es auf den nächsten Baum hinübergeflogen. Du verwegenes Thier! Wie leicht hättest du einen Fehlsprung machen können! Da hättest du Hals und Bein gebrochen. Hast du denn gar keinen Schwindel?

Wie nett es jetzt frisst! Es dreht doch die Eichel so schnell mit seinen Pfötchen herum und nagt die Schale so natürlich auf, als ob es gar nicht anders sein könnte. Nüsse und Mandeln wären dir freilich noch lieber. Nun, komme einmal auf Besuch zu mir, dann will ich dir damit aufwarten, und du brauchst dich nicht vor der Kette zu fürchten! Ich kann mir wohl denken, dass es für ein Thierchen, dem kein Baum zu hoch ist, recht hart sein muss, nicht weiter laufen und klettern zu können, als es ihm seine Kette erlaubt. »Lieber Eicheln und Buchnüsse,« sagst du, »und meine Freiheit, als Mandeln und Confect bei euch Menschen. Haselnüsse kann ich ja auch genug haben und hebe mir einen guten Vorrath für den Winter auf." — Da hast du auch ganz Recht! Aber sage mir nur, woher weisst du denn sogleich, dass eine Nuss leer ist? Du kannst doch nicht durch die Schale sehen! Deine paar krummen Zähne oben und unten sind doch prächtig zum Nussaufmachen! — Sieh, sieh! Dort springt auch ein schwarzes Eichhörnchen. Die weissen sind mir aber lieber, obgleich ich in meinem ganzen Leben nur ein einziges gesehen habe.

17. Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch:
„Fang' mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küch' und Keller,
Weder in der Schüssel, noch auf dem Teller.
Wo was liegt, da frißt es;
Wo's was riecht, da ißt es;
Wo ein Braten dampft,
Kommt das Mäuslein und mampft.
In den Küchenkasten hat es gebissen ein Loch.
Komm, fang' mir das Mäuslein doch
Und jag' es wieder auf die Felder
Oder in die Wälder!"

Da macht der Koch ein Gesicht
Und spricht:
„Mäuslein, Mäuslein,
Bleib' in deinem Häuslein!
Nimm dich in Acht
Heut' Nacht!
Mach auch kein Geräusch
Und stiehl nicht mehr das Fleisch;
Sonst wirst du gefangen
Und aufgehangen!"
Der Koch aber deckt zu alle
Schüsseln, und stellt auf die Falle
Hinten im Eck
Und thut hinein den Speck,
Sperrt die Küche zu,
Geht und legt sich zur Ruh'.

Das Mäuslein aber ist ruhig
Und spricht: „Was er sagt, thu' ich."
Aber es hat nicht lange gedauert,
Kommt schon das Mäuslein und lauert
Und spricht: „Wie riecht der Speck so gut!
Wer weiß, ob's was thut!
Nur ein wenig möcht' ich beißen;
Nur ein wenig möcht' ich speisen!
Einmal
Ist keinmal!"
So spricht fein Mäuslein und schleicht,
Bis es die Falle erreicht.
Es duckt sich
Und buckt sich,
Ringelt das Schwänzlein
Wie ein Kränzlein,
Setzt sich in's Eck
Und ergötzt sich am Speck,
Reißt,
Beißt und speist.
Platsch! thut's einen Knall,
Und — zu ist die Fall'!

Das Mäuslein zittert vor Schrecken
Und möcht' sich verstecken.
Aber wo es will hinaus,
Ist zugesperrt das Haus.
Es pfeift und zappelt,
Es kneift und krabbelt —
Ueberall ist ein Gitter,
Und das ist bitter;
Ueberall ist Drath,
Und das ist schad'.
Leider kann's Mäuslein nicht weiter. —
Wär's nur gewesen gescheider!

Endlich wird es Morgen;
Da kommt die Köchin und will besorgen
Den Caffee
Und den Thee.
Da sieht sie, was vorgegangen
Und wie das Mäuslein ist gefangen.
Ganz sacht
Schleicht sie hin und lacht:
„Haben wir endlich erhascht
Das Mäuslein, das immer genascht?
Siehst du: Einmal
Ist nicht keinmal!
Wärst du geblieben in deinem Loch,
Gefangen hätte dich nicht der Koch."

18. Der Igel.

Der Igel ist auch eines von den Thieren, welche aus Unverstand verfolgt werden, statt daß man ihre Vermehrung auf alle Weise begünstigen sollte. Die Igel sind ohnedies selten, obgleich so ziemlich in der ganzen nördlichen gemäßigten Zone verbreitet. Woher diese Seltenheit kommt, da das Weibchen doch wohl ein halbes Dutzend Junge auf einmal wirft, läßt sich nicht sagen. Wenigstens schützen ihn die Stacheln, womit er statt der Haare bedeckt ist, und sein Vermögen, sich so zusammen zu kugeln, daß er keine verwundbare Stelle zeigt, vor den Angriffen der meisten Thiere. Die größten Hunde bellen ihn bloß an, wagen aber nicht, ihn anzutasten. Nur durch reichlich aufgeschüttetes Wasser ist er dahin zu bringen, daß er sich aufrollt. Seine Stacheln, obgleich nur einen Zoll lang, sind doch spitzig und stark genug, um empfindlich zu verwunden. Und sowie er durch diese äußerlichen Waffen vor Feinden geschützt ist, so besitzt er auch eine innere Schutzwehr, worin ihm kein anderes Thier gleicht. Der Igel ist nämlich giftfest. Spanische Fliegen, welche allen Thieren und auch den Menschen höchst verderblich sind, verzehrt er ganz behaglich; ebenso Arsenik, Blausäure und andere starke Gifte. Ja, auch die Schlangen vermögen ihm nichts anzuhaben. Ein Naturforscher that absichtlich eine Kreuzotter in den Kasten, worin er einen Igel mit Jungen sitzen hatte. Das Igelweibchen machte sich sogleich über die Schlange her, ließ sich durch deren Bisse nicht im mindesten stören und zermalmte den giftigen Kopf der Schlange zuerst. Die erhaltenen Wunden, welche bei jedem andern Thiere die heftigste Geschwulst verursacht hätten, thaten ihm und seinen säugenden Jungen nicht das Geringste. Daß er zur Vertilgung der Schlangen hilft, geht schon aus dieser Erzählung hervor. Er verzehrt aber außerdem Mäuse, Frösche, Kröten, Insekten in Menge, weit weniger gern Obst, leistet also mehr, als eine Katze. Man würde ihn vielleicht mehr in Häusern und Scheunen zur Mäusevertilgung halten, — denn er läßt sich einigermaßen zähmen — wenn er nicht einen unleidlichen Gestank verbreitete, und wenn er nicht in einen Winterschlaf verfiele, welcher ihn hindert, die Mäuse zu der Zeit zu vertreiben, wo sie sich am meisten in die Nähe der Menschen drängen. Auch das macht ihn in Häusern unangenehm, daß er sein Wesen hauptsächlich bei Nacht treibt und mit seinem

plumpen Laufe besonders auf Treppen Gepolter verursacht, so daß man des Nachts im Schlafe gestört wird.

19. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. „Und an dem Einen ist's zu viel," wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind; wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird; wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet. Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter!

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm Etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt wird, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind, und die Pflanzen absterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf." —

Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus."

Seht doch, wie man sich irren kann! Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden." Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht, und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder Einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt," werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat." Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr Alle, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstens, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden, daß er in der oberen Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten hat. Und daraus folgt: er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so Etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus? Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume, kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn. So sieht's aus.

20. Wiesel, Iltis und Marder.

Wenn die Bachstelze mit allem anderen Federvolk schläft, dann ziehen drei schlimme Gesellen aus, die ganz in der Nachbarschaft unter Holzhaufen, den hohlen Ufern, im Winter sogar in Ställen und Scheunen wohnen. Einer dieser Räuber ist immer grösser als der andere. Das Wiesel ist sonst mit seinem röthlichbraunen Rücken und

weissen Bauche ein ganz niedliches und schlankes Thierchen, wenn es nur nicht kleine Vögel und Eier frässe. Mäuse, Maulwürfe, junge Hamster und junge Ratten, auch Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern und Kreuzottern mag es immer vertilgen, je mehr, desto besser. Der Iltis, welcher noch zweimal so gross ist und eine weisse Nase und weisse Ohrenränder hat, ist zwar auch hinter allen diesen Thieren her und hält sich, wie das Wiesel, gern in Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern auf; aber er schleppt auch Tauben und Hühner fort und macht sich überhaupt an Alles, was er überwältigen kann. Einen furchtbaren Kampf gibt es, wenn er an einen recht grossen Hamster geräth; aber der letztere muss sterben. Beide gehören zu dem Geschlechte der Marder, von denen bei uns der Baummarder und der Steinmarder leben, welche jene Beiden an Gewandtheit und Schnelligkelt übertreffen.

21. Das Reh.

Dieses muntere Thier gehört zwar nicht zu den Lieblingen des Landmannes, ist es aber dennoch werth, daß man von ihm redet. Es erreicht kaum die Größe und Schwere einer Ziege, mit der es viel Aehnlichkeit hat. Seine großen hellen Augen, der aufwärts getragene Hals, sowie das Geweih auf seinem Kopfe geben ihm ein gutes Ansehen. Und wie das Thier laufen kann! Könnten die Jagdhunde reden, was würden sie von seiner Schnelligkeit erzählen! Aber auch der Jäger weiß Manches von ihm zu sagen. Man frage ihn einmal; gleich wird er klagen, daß das Reh da nicht bleibe, wo es angewiesen ist, nämlich im Walde; daß es besonders des Nachts auf die Felder gehe, dort sich sättige und oft großen Schaden anrichte. Natürlich schießt er dann, wenn er solchen Ungehorsam bemerkt. — Das Fleisch vom Reh schmeckt sehr gut. Die Haut braucht der Weißgerber, um Leder zu machen, und die Haare gebraucht man zum Polstern der Sessel und Kanapees.

22. Die Gemse.

Sie ist so groß, wie eine Ziege, ist zierlich und schlank, sehr munter und flink, hat kleine wie die Haken gekrümmte schwarze Hörner, eine größtentheils braune Farbe, hat ein vorzügliches Gehör und eine seltene Aufmerksamkeit auf Gefahren. Selten ist eine Gemse allein. Sie hat immer Kameraden bei sich. Die

Jäger stellen ihnen sehr nach dem Leben. Damit sie nun nicht so gar leicht überfallen werden können, so stellt sich eine zur Wache aus. Wenn diese einen Feind sieht, hört oder riecht, so gibt sie den andern schnell durch einen pfeifenden Schrei Nachricht davon. Kaum hören diese es, so geht es plötzlich über Berge und Abgründe weg. Der Gemsenjäger aber, mit einem Ränzlein auf dem Rücken, worin Lebensmittel sind, mit einem Stachelstabe und mit Fußeisen versehen, verfolgt sie mit größter Lebensgefahr, klettert oft auf die steilsten Felsen und kann zuweilen nicht mehr vor und nicht mehr hinter sich. Gelingt es ihm, einige Gemsen in eine Schlucht zu treiben, so feuert er unter sie; in dem nämlichen Augenblicke reißen die nicht hart getroffenen aus, setzen ihm, wenn sie keinen andern Ausweg finden, manchmal gerade über den Kopf weg und rennen ihn zuweilen in den Abgrund. Die Gemsenjagd ist daher eine sehr gefährliche Jagd. Mancher Jäger fällt Arm und Bein entzwei, so, daß er halb todt nach Hause getragen werden muß. Mancher stürzt in eine so ungeheure Tiefe über die Felsen hinunter, daß man ihn gar nicht mehr finden kann. — Man kann von der Gemse beinahe Alles gebrauchen: das Fleisch, das Fett, das Fell und die Hörner.

23. Der Fuchs.

Der Fuchs ist so groß, wie ein mittelmäßiger Schäferhund und sieht auch beinahe so aus. Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor, um jeden Laut zu fassen; das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgespannte Oeffnung; nichts entgeht ihm. An dem Auge erkennt man sogleich das nächtliche Raubthier; es spielt aus Grau in Grün, liegt halb in der Höhle versteckt, senkt sich einmal in demüthiger Ergebung, blickt ein anderes Mal unschuldig umher, ist aber häufig feucht vor ungestillter Gier, aufflammend in Mordlust und birgt eine Welt voll Leidenschaft und List.

Alle übrigen Theile des Gesichtes wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit; denn der Fuchs ist ein Räuber. Oeffnen sich seine Lippen, so blecken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es knistert bald zornknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken hängenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich

schmückt ihn die buschige Schleppe. Sein Pelz schimmert roth und goldig.

So schleicht, streift und kreucht der Schlaue dahin; er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen, ein Meister über hundert Künste.

Vor der Getreideernte blüht ihm die goldene Zeit. Ueppige reifende Stille liegt über der Erde; die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Da hinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste; er mordet bei Tag und Nacht.

Kommt der Herbst heran und mit ihm die kühlen Morgennebel und die Züge der wandernden Luftsegler, dann sind die goldenen Tage bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt; rauhe Stürme brausen über die Oede. Der Fuchs liegt nun in seiner Zelle; denn es gibt wenig zu jagen, und nur die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst vor Mangel. Es ist eine traurige, langweilige Zeit für ihn. Indessen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt Alles erstarrt unter der weißen Decke; Seen und Bäche gefrieren tief hinab; die Bäume krachen, vom Frost zerspalten; das Wild ächzt hungernd in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Der Fuchs seufzt und streicht lauernd hinter einem Bauerngehöfte umher; aber es läßt sich kein Hühnlein spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu. Mit einem Male hebt er die Nase; ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? Siehe da, mitten in der hungrigen Wildniß ein süß gebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Der Hungergepeinigte schaut hin auf das verhängnißvolle Gericht; er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft spähend die Augen umher, springt auf, um wieder nieder zu kauern. Er betrachtet noch einmal den Bissen; der Duft betäubt ihn; er kann nicht los; er muß — und gält es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da, krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult

vor Wuth; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage; denn Gefahr droht im Verzuge; es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten, gibt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze;
Er hat ein entschlossenes tüchtiges Herze.“

„Einmal gefangen,“ denkt er, „und nimmer wieder!“ und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben einen Stiefel ausgezogen.“

24. Der Schwan.

Der Schwan ist viel grösser, als eine Gans, hat einen langen, dünnen gebogenen Hals, ein glänzend weisses Gefieder und eine sehr schöne Figur; er wird daher in Teichen und Seen zur Zierde gehalten. Welch ein schöner Anblick ist es, wenn er in stolzer Ruhe mit anmuthig gebogenem Halse und mit sanft gehobenen Flügeln das Gewässer durchzieht! Sein Gang ist aber schwerfällig und wackelnd. Er nährt sich von Wurzeln, Blättern und Insekten, frisst aber auch das Brod gern. Es gibt auch wilde Schwäne. Das Fleisch und die Eier der Schwäne kann man zwar essen; aber Beides ist nicht sonderlich gut. Die Federn derselben dienen, wie die Gänsefedern, zum Schreiben und zum Ausfüllen der Betten, und sind viel besser und theurer, als die der Gänse.

25. Frau Gans.

Die Vögel hatten einmal unter einander Streit, wer von ihnen der Vornehmste sei. Der Pfau brüstete sich gewaltig, schlug stolz sein Rad und rief: „Wer kann schönere Federn aufweisen, als ich?“ Da ließ von dem Baume herunter eine Nachtigall sich hören. Sie sang, daß es weithin in die Luft schallte. Als sie fertig war, forderte sie den Pfau auf, doch auch zu singen. Der schrie aber, daß sich Alles die Ohren zuhielt. Kam auch die Elster und lobte ihre geläufige Zunge. Sie dünkte sich verständiger, als alle Andern, und rief doch nur immer Eines und dasselbe. Als Alle ihre Vorzüge gepriesen hatten, war noch die Gans übrig. „Frau Gans,“ rief der Pfau, „schlage ein Rad! Zeige deine schönen gelben Schuhe!“ Und die Nachtigall, der Fink, der Zeisig und andere Singvögel riefen spöttisch: „Singe uns ein Lied, Frau Gans!“ Auch die Elster

sprach: „Erzähle uns eine Geschichte, kannst ja so trefflich schnattern!“ Aber die Gans sprach nicht; sie dachte bloß: „Nennt mich immerhin dumme Gans; ich lege fleißig Eier, gebe den Menschen meine Federn zum Schreiben und zu Betten. Und ein Gänsebraten, habe ich immer gehört, sei auch nicht zu verachten.“

26. Knabe und Ente.

Knabe: Ente, du gute, nun sag' einmal:
Wie groß ist deiner Jungen Zahl?

Ente: Hab' leider nicht recht gelernt zu zählen;
Doch denke nur nicht, du willst mir eins stehlen.
Gar sorgsam geb' ich auf Alle Acht,
Weil jedes mir große Freude macht.

Und sie ruft sie herbei geschwind,
Da kommen sie Alle, so viel ihrer sind.
Sie schaut recht mit frohem Sinn
Auf die lieben kleinen Dinger hin;
In's tiefste Wasser schwammen sie fort;
Der Knabe saß lange am Ufer dort.

27. Der Pfau.

Der Pfau ist ein gar schöner Vogel. Was für einen trefflich blauen Hals hat er nicht! Welch herrliche Farben glänzen nicht in seinem Federbusche auf dem Kopfe! Wie groß ist nicht die Pracht seiner langen Spiegelfedern im Schwanze! Welch entzückender Anblick ist es nicht, wenn er diese Schwanzspiegelfedern erhebt und damit ein Rad schlägt! Kurz, seine Schönheit ist bewundernswürdig. So schön er aber ist, so häßlich ist seine Stimme; auch hat er ein boshaftes, schlimmes Gemüth; denn das Männchen zerstört seinem eigenen Weibchen die Eier, wenn es dazu kommen kann, und ist auch manchmal feindselig gegen die eben ausgekrochenen Jungen. Auf seine schönen Federn scheint er sehr stolz zu sein.

28. Merk' einmal, was ich vom Hahn alles dir erzählen kann.

Der Hahn in seiner Tennen
Thut herzhaft einen Schrei;

Da kommen alle Hennen
Geschwind, geschwind herbei.

Dann nennt er sie bei ihren
Zunamen allzumal
Und führet sie spaziren
Hinunter in das Thal.

Führt sie zu einem frischen
Schlücklein am Wasserborn,
Gibt ihnen aufzutischen
Gar manches Gerstenkorn.

Und dass auch nicht der Braten
Abgehe bei dem Schmaus,
So ist er gleich berathen
Und geht auf's Jagen aus.

Ein Käfer kommt gewackelt,
Schön dunkelgrün und roth;
Da wird nicht lang gefackelt,
Herr Hahn der schiesst ihn todt.

Und schlachtet mit dem Schnabel
Den Käfer wie ein Kalb,
Und theilt ihn ohne Gabel
Und Messer halb und halb.

Dann ruft er alle Hennen
Mit gluck! gluck! gluck! zu Hauf';
Die wackeln und die rennen
Daher im schnellsten Lauf.

Und nach dem Braten recken
Sie den gestreckten Hals,
Und schlucken ihn und schmecken
Ihn ohne Salz und Schmalz.

Und wenn das Schnabuliren
Hierauf ein Ende hat,
Dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.

Er aber vor dem Stalle
Singt noch ein Kickriki;
Und rastet nicht, bis Alle
Auch eingeschlafen hie.

Dann legt er auf die Seiten
Den zunderrothen Kamm,
Dass morgen er bei Zeiten
Die Bauern wecken kann.

29. Die Gluckhenne.

„Komm, Fritzchen, laß uns die Küchlein füttern!" sagte die Mutter; und Fritz hüpfte ihr nach in den Hof und streute selbst dem hungrigen Völkchen die Körner vor.

Gluck! Gluck! lockte die Henne, und ihre Küchlein folgten ihr nach zu dem Futter. — In dem Augenblick aber, als diese darüber herfielen, scharrte die geschäftige Alte den goldenen Weizen unter den Sand und schleuderte vor lauter Eifer eines ihrer Jungen einen ganzen Schritt weit hinter sich.

Da ergrimmte Fritz und schlug nach der Gluckhenne. „Du Rabenmutter!" rief er aus, „wozu soll denn dein emsiges Scharren? Ich streue den Weizen auf den freien Boden, und du kratzest ihn muthwillig unter die Erde! Gönnst du den armen Dingerchen das Futter nicht?"

„Laß mir die Gluckhenne gehen!" sagte die Mutter; „sie gibt ihren Kinderchen Unterricht."

„Unterricht? Aha! Mütterchen, nun weiß ich, was sie will," jubelte Fritz; „die Küchlein sollen suchen lernen. Nicht wahr? — Siehst du, siehst du, wie die Alte nun selbst suchen hilft? Sie pickt jetzt ein Körnchen um's andere vor."

„Aber auch die Hühnchen wetzen mit den Schnäbelchen her und hin und finden das Meiste selbst," fuhr die Mutter fort; „gerade so, wie du auch schon so manches Weizenkörnchen gefunden hast, das dir der Vater absichtlich versteckt hatte."

„Weizenkörnchen?" erwiederte Fritz; „ich habe noch keins gesucht."

„Freilich keinen Weizen, wie er auf dem Acker wächst", sagte die Mutter. „Aber soll ich dir denn erst vorpicken, was ich damit meine? Bist du denn nicht so schlau, wie die Küchlein?"

„O ja, o ja, lieb Mütterchen!" rief nun der Knabe. „Jetzt verstehe ich dich. — Vater macht's wirklich oft, wie die Gluckhenne. Er versteckt absichtlich gute Lehren hinter Gleichnisse und Richtiges hinter das Falsche, damit ich die Wahrheit selbst suchen lerne."

„Und wie behagt dir denn das Selbstgefundene?“ fragte die Mutter.

„Ach, Mütterchen!“ erwiederte Fritz, „so gut — wie unsern Küchlein der selbstgefundene Weizen.“

30. Die Schwalben.

Als im Frühling die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte er zu seinen Kindern: „Thut mir ja den guten Vögelein nichts zu leid. Wer die Schwalben von seiner Tenne vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest vor seinem Fenster zerstört und die Eier zertreten — und von der Zeit an geht es mit seinem Hauswesen zurück, und er geräth in's Verderben.“

Der kleine Christian fragte den Vater, wie denn das zu verstehen sei. Der Vater antwortete: „Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Väter verlassen. Seine Voreltern und Eltern haben die unschädlichen, ja vielmehr nützlichen Schwalben mit milder Schonung geduldet und sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken lassen. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, verträumte lieber die schönen Morgenstunden; und weil ihn die Schwalben in seinem Morgenschlafe störten, so vertilgte er ihr Nest. Der unfreundliche, faule und verschwenderische Mann vertrieb so mit den Schwalben zugleich Glück und Segen von seinem Hause.“

Vergönn' der Schwalb' ihr kleines Haus,
Sie singt: Vergelt dir's Gott! heraus.

31. Die Lerche.

Da flattert sie in die Höhe! Wie nett und schnell bewegt sie ihre Flügel, und wie lange kann sie sich an einer Stelle halten! — Jetzt aber fliegt sie höher empor! Wie schnell das geht, und wie hoch sie hinaufkommt! — Kaum kann ich sie noch mit den Augen sehen. Dachte ich mir doch, daß sie nicht lange ohne ihr fröhliches Liedchen sein könne. Sie fing gleich an, ihre Kehle zu stimmen, wie ein Musiker zuerst in sein Instrument bläst, um zu hören, ob es rein anspricht, ehe er seine Zuhörer durch seine Kunst ergötzt. — Ei, wie das so lustig schmettert, und wie ihr Gesang das Herz erquickt!

Die Tage werden immer wärmer und wärmer, und die Sonne scheint immer freundlicher. Da denkt die Lerche: „Nun will ich mir auch ein Nestchen bauen; aber wohin soll ich es machen? Der Wald ist wohl recht schön; aber es nisten dort auch die Raben und Raubvögel, die ich nicht zu Nachbarn haben will. Auch muß ich immer den freien Himmel über mir sehen, wenn ich glücklich bleiben soll. Ich kann nicht Himmel genug haben; deßwegen mag ich auch in kein Gebüsch. Da ist es mir zu enge; und ich fühle mich gedrückt, als ob ich in einem Gefängniße wäre. — Wie kann ich mich doch auch so lange besinnen?“ ruft sie plötzlich. „Da liegt ja ein herrliches grünes Saatfeld vor meinen Augen! Mitten in den Segen Gottes hinein will ich mein Nestchen bauen! Die Menschen werden mir wohl ein Plätzchen gönnen!“

Das Weibchen ist mit dem Männchen vollkommen einverstanden, und nun geht es eifrig an den Bau des Nestes. Die feinsten Hälmchen werden zusammengesucht und künstlich mit einander verflochten, und das Innere wird mit den weichsten Federn ausgefüttert. — Welche Freude für beide Lerchen, wenn einmal Eier im Neste liegen! Hundertmal betrachten sie dieselben. „Ich tausche mit keinem Könige,“ singt das Männchen aus der Luft herab; „und ich auch nicht,“ sagt das Weibchen im Neste still für sich. — Während die Saat in die Höhe geschossen ist, haben auch die Lerchen Elternfreuden erlebt. Die Kleinen gedeihen schnell; denn überall gibt es Nahrung genug, und die warme Sonne hilft auch dazu, daß sie schnell heranwachsen. Die Lerche vergißt aber auch nicht, dem lieben Gott fleißig ein Loblied zu singen, daß er sie und ihre Kinder so reichlich versorgt. Diese können bald laufen und treiben sich voll Muthwillen zwischen den Halmen herum und spielen vorzüglich gern Versteckens. Selbst ihre Eltern nehmen oft Antheil daran und rufen: „Guck, Guck!“ — Das ist denn eine Freude, wenn sie Vater oder Mutter im Verstecke gefunden haben. — Der Sommer geht unter Jubel und Freude schnell vorüber; der Herbst kommt und die Lerchen sagen: „Wir wollen es machen, wie die Schwalben, in wärmere Länder ziehen und im nächsten Frühlinge wiederkommen.“

32. Der gute Mäher.

Früh ging ein Mäher mähen
Im Feld den reifen Klee;

Da schnitt er mit der Sense
Hart an ein Nest — o weh!

Drin lagen sieben Vöglein,
Sie lagen nackt und bloss.
O, könntet ihr schon fliegen,
Und wäret ihr schon gross!

Dem Mäher that's so wehe;
Er sann wohl her und hin —
Da kam dem guten Mäher
Noch Hoffnung in den Sinn.

Er mähete bedächtlich
Weit um die Stelle her,
Und trug den Klee von dannen
Und störte da nicht mehr.

Die alten Vögel flogen
Nun wacker ab und zu;
Sie fütterten die Kinder
In ungestörter Ruh'.

Bald wuchsen ihre Flügel;
Sie flogen froh davon;
Der Mäher aber fühlte
Im Herzen süssen Lohn.

33. Die Nachtigall.

Sie ist ein unansehnlicher Vogel, etwas größer, als der Sperling, und von graubrauner Farbe, nährt sich im Freien von Insekten und Würmern, und wird im Käfig mit magerem Fleisch, mit Mehlwürmern und Ameiseneiern gefüttert. Hat sie auch kein hübsches Kleid an, so übertrifft sie doch an Schönheit des Gesanges alle Vögel. Denn kein Vogel hat in seiner Stimme eine solche Kraft und Stärke und in seinem Gesange so viel anmuthigen Wechsel, wie die Nachtigall. Sie kann einen Ton erstaunlich lang aushalten, ihn allmählich anschwellen und zuletzt wieder dahinsterben lassen. Bald ist ihr Gesang eine rührende Klage, bald ein triumphirendes Geschmetter; bald bringt sie hohe, bald tiefe Töne hervor und erfreut jedes frohe empfindsame Herz, das ihr zuhört. Sie läßt nicht nur am Tage ihr Lied ertönen; auch bei der Nacht singt sie, namentlich bei ihrer Zurückkunft aus wärmern Ländern. Im August zieht sie wieder fort. Vogelliebhaber bezahlen viel Geld, wenn sie eine Nachtigall bekommen können; daher werden diese nicht selten weggefangen.

34. Das Rothkehlchen.

Das Rothkehlchen ist ein munteres lebensfrohes Vögelchen. Seine Aeuglein glänzen von Lebenslust und gucken dich ganz zutraulich an. Munter springt es den ganzen Tag umher und weiß nichts von Müdigkeit. Es kommt mir vor, wie ein munterer gesunder Bursche vom Gebirg, der immer frische Gebirgsluft einathmet. Auch ist es ganz so gekleidet, wie ein Tyroler. Es trägt ein braunes Jäckchen und eine rothe Weste, und unter

der Weste guckt sein weißes Hemd heraus; aber einen Hosenträger hat es nicht, weil seine Hose schon so hält. Voll Herzenslust jodelt es sein Liedchen schon am frühesten Morgen und singt noch am späten Abend, wenn die meisten Vögel schon träumen. Es ist überall zu finden, wo der liebe Gott eine schöne Stelle geschaffen hat. Bald hört man seine klare Stimme in einem Garten vom Baume herab; bald klingt sie in einem Gebüsch am Bache; bald belebt sie ein einsames trauliches Plätzchen im Walde. Seine Jungen tragen lange Zeit Kinderkleider aus einem Stück dunkeln getupften Kattun. Erst wenn sie erwachsen sind, dürfen sie eine Jacke und eine rothe Weste anziehen. Dann jodeln sie aber auch gleich wie ihre Eltern.

Weil das Rothkehlchen so gar gern bei uns ist, so vergißt es bisweilen im Herbste, seine Reise in wärmere Länder anzutreten, und wird vom Winter überrascht. Da kommt es denn freilich in manche Verlegenheiten; aber es läßt den Muth nicht sinken und weiß sich zu helfen. „Ich bleibe in der Nähe von Menschen,“ denkt es, „und diese werden schon Etwas für mich übrig haben.“ — Es wird auch in seiner Hoffnung nicht getäuscht. Freundliche Menschen nehmen sich seiner gern an, hegen und pflegen es, bis der liebe Frühling wieder kommt. Dann singt das dankbare Vöglein im jungbelaubten Busche seinen Wohlthätern fröhliche Lieder.

35. Die Bachstelze.

Sieh, da kommt eine Bachstelze! Welch ein flinkes allerliebstes Vögelchen! Wie schlicht und doch wie sauber und kleidsam ihre Tracht! Bläulichgrau das Röcklein, weiß das Mieder, schwarz der Haubenstreif, der den Nacken hinabgeht, schwarz mit weißem Saume hinten die lange Schleppe. Oben am Dachgiebel der Mühle steht ihr Nest, kunstlos, aber reinlich. Von da aus singt sie ihre einfachen Melodien, mit denen sie die dünneren Stimmen der Grasmücke und des Hänflings übertönt. Plötzlich stößt sie hinab. Nun läuft sie mir mitten im Hofe vor den Füßen umher, jagt im zierlichen, schnellen Getrippel der Fliege nach, immer mit dem Köpfchen nickend und mit dem rastlosen Schwänzchen auf- und abschnellend. Nicht lange, so schießt sie in kurzen wellenförmigen Schwingungen über den Teich dem Brachfelde zu und folgt emsig und nie gesättigt dem Pfluge, der ihr aus dem Acker Larven und Würmer in Fülle zuwirft. Oder sie läßt sich auf den Uferwiesen nieder, wo die Rinder

weiden, denen sie dreist das Insekt vom Rücken wegliest. Aber am liebsten mag ich die Bachstelze doch am Wasser. Sie läuft am Ufer hin so schnell, daß das Auge ihren Schrittchen kaum folgen kann, und dabei untersucht sie mit scharfem Blick jeden Halm, jeden Winkel, der ihre kriechende oder ruhende Beute verbirgt. Nun tritt sie auf einen blankgespülten Stein, sie badet, sie trinkt. Auf einmal wirft sie sich mit Schwung und Sprung in die Höhe, die schweifende Mücke zu fassen. In Summa: unter dem kleinen Federvolke ist außer der Schwalbe kein Vogel anmuthiger, gewandter und zuthunlicher, als die Bachstelze.

36. Kind und Bachstelze.

Was wandelt so lustig am Bach dort umher,
Läuft vorwärts und rückwärts, läuft kreuz und quer?
Bewegt die Federchen auf und nieder
Und spiegelt im Wasser die schlanken Glieder?

„Bist du's, Bachstelze? Ei, guten Morgen!
Gruss dir, du kleiner Ohnesorgen!
Was hast aus der Ferne mir mitgebracht?
Du hast am End' mein gar nicht gedacht?"

„Lieb Kind, ich bringe gar viel dir mit;
Der Frühling folget meinem Schritt
Mit tausend Blumen und grünem Gezweig,
Der macht die frommen Kinder reich.

Jetzt lass mich, habe noch viel zu besorgen;
Denn Mutter und Schwester kommen morgen;
Muss Halm' und Federchen noch tragen
Zum Nest, muss nun Ade dir sagen."

Da fliegt sie hinweg; nach schaut ihr das Kind;
Es freut sich im Herzen gar innig und sinnt,
Was wohl von allen schönen Dingen
Der liebe Frühling ihm werde bringen.

37. Der Fink.

O Fink, o Fink! bist du schon wieder da? Du weißt eben, wie gern ich dich sehe. Darum kommst du so oft auf die Bäume in meinem Hofe und rufst: „Fink, Fink!" Aber weit hast du es in deiner Kunst gerade nicht gebracht, und doch höre ich dein „Fink, Fink!" immer gern wieder, und es kommt mir gerade vor, als ob du sagen wolltest: „Gott Lob, daß ich ein

Fink bin!“ Und so ist es recht; denn Jeder soll mit seinem Stande zufrieden sein.

Freilich wenn der Winter kommt und es recht kalt wird, dann wirst du stiller. Aber die Menschen werden es auch, und gar mancher seufzt. Du thust das aber nie; denn der liebe Gott hat dir ein warmes Winterkleid gemacht, und du findest auch noch manchen guten Bissen. Kommt aber der schöne Frühling wieder, und die warme Sonne ruft den versteckten Blumen und Blüthen zu: „Kommt, kommt!“ dann jubelst auch du wieder vergnügt: „Fink, Fink!“ und singst dein altes Liedchen, und alle deine Kameraden machen es ebenso. Von den Menschen aber können Tausende nicht so vergnügt sein, wie ihr Finken; denn viele haben schwere Sorgen, und andere haben ein böses Gewissen, und diese sind die unglücklichsten.

Du meinst gewiß, der liebe Gott lasse auch für dich die Bäume so schön blühen. Da hast du auch ganz recht; denn er will alle seine Geschöpfe vergnügt wissen. Sieh, was für ein hübsches Kleid dir der liebe Gott angezogen hat! Dein Brustleibchen ist gar schön. Du hast es erst im vorigen Jahre bekommen. Du hast es aber auch so geschont, daß es noch wie neu aussieht.

Klug bist du auch, wie ich heute wieder bemerkt habe. Wie oft war ich schon in meinem Garten in diesem Jahr und habe alle Bäume genau betrachtet, und doch habe ich erst heute dein Nest in einer Gabel meines Apfelbaumes entdeckt. Das kann man doch von außen gar nicht von der Baumrinde unterscheiden. Das war recht gescheid von dir, daß du es so gemacht hast. Gegen mich freilich hättest du diese Vorsicht nicht gebraucht; denn du weißt wohl, daß ich dich und deine Kleinen von Herzen lieb habe. Aber überflüssig war deine Vorsicht nicht; denn es gibt leider abscheuliche große und kleine Menschen, denen es Freude macht, die armen Vögel um ihre Elternfreuden zu bringen. Solche Menschen sollten in eine Gegend verbannt werden, wo es gar keine Thiere gibt. Da würden sie seufzen und jammern und ihre großen Sünden einsehen. — Und nun behüte dich Gott! Sei recht lustig und laß dich nicht fangen!

38. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vögelein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Und als sie alle fertig waren

und um ihn her standen, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und röthliche Flügel, und der Canarienvogel wurde so gelb, wie eine Citrone, und die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben, und alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickt. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte; das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig, als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte, wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben; das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er that es und malte den Distelfink ein bischen roth und ein bischen blau und ein bischen schwarz und ein bischen grün; aus allen Schälchen ein wenig, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

39. Der Staar.

Unter den Sängern sind viele berühmt von Alters her. Allerwärts zu Hause und überall ein gern gesehener Frühlingsbote ist der Staar. Er ist gern in Gesellschaft; zu Hunderten sieht man ihn bisweilen auf einem Baume sitzen im fröhlichen Gewimmel. Melodisch erklingt sein gedehntes Hoiho; dann wieder schwingt sich ein jauchzender Pfiff aus seiner Brust hervor und endigt mit dem höchsten feinsten Tone.

Vom Nestbau hält er nicht viel; ein Loch und wenig Federn, Haare, Halme genügen ihm und den Seinen. Aber desto mehr gibt er auf's Essen; kaum daß ihn der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln verschrieen ist, an Eßlust übertrifft. Deshalb ist er auch immer auf Wanderschaft und Jagd bedacht. Selbst die Jungen verläßt er und zieht auf Acker- und Viehtriften mit Krähe und Bachstelze gemeinsam; noch lieber lagert er sich in Kirschgärten und Weinbergen. Oft fliegen Hunderte zusammen schnurrend und wirbelnd daher; immer kreiset der eine um den andern; so wälzen sie sich lärmend und schwärmend fort. Sind die Unermüdlichen

endlich doch des Schweifens müde geworden, so schwenken sie sich hinab auf die Weide oder stürzen lachend in's Schilf. Da hüpfen sie durch einander, pfeifen und singen. Ein seltsamer drolliger Vogel ist der Staar, anstellig, listig und zutraulich, wenn er gezähmt in der Stube lebt. Der Hausfrau fliegt er auf den Spinnrocken, dem Manne auf die Mütze, und geht's zum Essen, so ist er der Erste bei der Schüssel. Er lernt aber auch was; bald flötet er, wie eine Amsel, bald gackert, er wie eine Henne, bald ruft er: „So so, lala!“ oder: „Du Dolpatsch!“ bald pfeift er: „Heil dir im Siegerkranz!“

40. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühling auf das Lieblichste. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögel. Im Herbst aber waren alle Zweige reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschgen beladen.

Da fingen einmal einige böse Buben an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr singen. Alles war ganz still und traurig. Die schädlichen Raupen aber, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand und frassen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Lass doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Thierchen, die unschädlich sind!

41. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kindlein? horch, horch!
„Ade, lieber Bauer!“ so rufet der Storch.
„Ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut'!

Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er lass' es vor Feuer und Stürmen verschont!
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehen,
Dann gibt es ein freudiges Wiedersehen.
Ade! Ade!"

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell,
„Ade, lieben Fluren!" so singet sie hell,
„Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang.
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch geh'n,
O möget im Lenze ihr wonnig ersteh'n!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten,
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!"

Zum Fenster noch einmal blickt's Schwälbchen hinein:
„Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an das Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
Ihr habet mir nimmer den Frieden gestört;
Drum möge auch stets euch in Freud' und Gefahren
Der Himmel die liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade!"

42. Der Laubfrosch.

Der Laubfrosch trägt, wie ein Jägersmann, ein grünes Röckchen. An seinen Füßen, besonders an den Hinterfüßen, hat er kleine klebrige Ballen, womit er sich an Zweigen und Blättern festhalten kann. Im Frühling und Vorsommer lebt er in Teichen, welche viel grünes Gesträuch um sich herum haben. Während seine Herren Vettern, die gemeinen Frösche, in den Sümpfen ein Konzert geben oder eine Oper vortragen, legt er seine Eier in's Wasser und schreit dann und wann vergnügt darein. Dies klingt fast wie Schlittenschellen, die er aber nie gehört hat; denn im Winter liegt er erstarrt im Schlamm. Aus den Eiern kommen kleine Kaulquappen, runde Dingerchen ohne Beine und mit einem Schwanz, die erst nach zwei Monaten die Froschgestalt erhalten. Im Sommer wohnt der Laubfrosch am liebsten auf hohen Pflanzen, auf Bäumen und im Getreide. Hier ist er sicher vor Schwänen und Störchen, die ihn gar zu

gern fressen. Da spielt er selber den Jäger. Er läßt es sich aber nicht sauer um sein Wild werden, thut, als ob er im Schlaraffenland wäre, wo die gebratenen Tauben in den Mund flattern. Kommt eine Fliege geflogen, so hat der Schnapphahn sie weg. Wenn er nicht selber seinen Aufenthalt auf dem Baume oder der Gartenlaube verräth, so findet ihn so leicht Niemand; denn er kann sich unter und zwischen den Blättern verbergen. Da bleibt er meistens auch ganz ruhig sitzen, wenn Jemand kommt, während sein Vetter Plumps sich nicht so sicher auf den Ufern sonnen kann. Er sagt als Wetterprophet dem Landmanne, wenn's winden oder regnen will, und gilt ihm oft mehr, als der Kalender. Man sperrt den kleinen Wahrsager auch wohl in ein großes weites Glas, in das eine kleine Leiter mit breiten Sprossen oder auch steifes Gras gestellt und oft reines Flußwasser gegossen wird. Bei schönem Wetter sitzt er oben; wenn es aber stürmen und regnen will, so steigt er in's Wasser und badet sich und schreit. Im Glas muß man ihm lebendige Stubenfliegen geben; todte frißt er nicht. Er hungert lieber, besonders zur Winterszeit einige Monate hindurch, wenn seine Sippschaft im Schlamm erstarrt liegt.

43. Die Kröte.

Zu dem Geschlechte der Frösche gehören auch die Kröten, die sich von den eigentlichen Fröschen durch weit kürzere nicht zum Springen eingerichtete Füße, durch einen stumpferen Kopf und durch ihre Trägheit unterscheiden. Sie gehören mit Recht zu den ekelhaftesten aller Amphibien; aber giftig, wie man hin und wieder glaubt, sind sie nicht. Werden sie gereizt, so blasen sie sich auf, funkeln mit den Augen, sperren das Maul auf und spritzen ihrem Feinde von hinten eine scharfe übelriechende Feuchtigkeit entgegen, welche ebenso wie der Warzensaft, womit ihr Körper bedeckt ist, die Haut röthet und, in den Magen gebracht, Erbrechen und andere krankhafte Anfälle verursacht.

Die Kröten erreichen ein sehr hohes Alter, wohl 40—50 Jahre. Sie können sehr lange hungern und haben überhaupt ein sehr zähes Leben. Man hat bisweilen Kröten in durchsägten Baumstämmen oder in Steinblöcken angetroffen, worin sie vielleicht Jahrhunderte, ja Jahrtausende ohne Nahrung und frische Luft zugebracht haben. Sobald Wärme und frische Luft wieder an ihren Körper drang, begannen sie von Neuem zu leben und

krochen davon. Das ist allerdings höchst wunderbar; aber glaubwürdige Männer versichern es.

Da sich die Kröten gern an feuchten, dunkeln Orten aufhalten, so kommen sie auch mitunter in die Keller, wo sie die Eßwaaren benagen. Man kann sie durch Raute, deren Geruch ihnen sehr zuwider ist, verscheuchen.

44. Die Schlangen.

Noch immer glauben Leute, dass die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange ausser Zweifel gesetzt, dass sie an der oberen Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstossen können. Diese Zähne sind hohl und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung; hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beisst, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. An diesen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen, und wer wird's thun? Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege, oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer und helfen uns also von der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen, als tödten, wäre es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, obgleich sie mit dem Bauche auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, dass dieses Geschöpf ohne Füsse nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach, und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit gleiten sie in den mannigfaltigsten Windungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben! Mit welcher leichten Biegsamkeit winden sie sich zwischen

und über und unter den tausend Hindernissen durch, die überall ihrem Laufe im Weg liegen! Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und über einander gelegt, dass sie bei jeder Bewegung in der grössten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich über einander schieben und den zarten Körper bedecken und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen schwarz eingefassten Flecken, citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsschmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnung schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

Aber wenn wir nur erst die Gefährlichsten unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit, und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie es nicht. Ferner wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch gibt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, dass wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und dass diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

45. Der Aal.

Der Aal hat die Gestalt der Schlangen und scheint auch ein wenig von der ihnen zugeschriebenen Klugheit zu besitzen. Um sich nämlich vor seinen Feinden zu verbergen und den Tag über in ungestörter Ruhe zubringen zu können, gräbt er sich mittels seiner spitzigen Schnauze eine geräumige Höhle in den weichen Grund der Gewässer und versieht sie, um bei Gefahr leichter entwischen zu können, mit zwei Oeffnungen. Er nährt sich von kleinen Fischen, Fröschen, Insekten und Würmern. Zur

Frühlingszeit begibt er sich zuweilen auf Wiesen und Felder, um Regenwürmer und Schnecken zu fangen und sich an den zarten Blättern junger Erbsen zu weiden. Die Aale haben ein ungemein fettes und schmackhaftes Fleisch; daher sie auch theuer sind. An der Ost- und Nordstsee werden sie sehr häufig gefangen; dort macht man sich daher auch aus ihrem Fleische weniger, so daß sich die Dienstboten von ihren Herrschaften ausbedingen, daß man ihnen wöchentlich nicht öfter, als dreimal Aal zu essen gebe. Der Aal hat ein zähes Leben. Auch wenn man ihn in Stücke zerschnitten hat, bewegen sich solche oft noch Stunden lang und schnellen oft vom Roste am Feuer weg. Von den großen Aalen, die oft so stark sind, daß sie einem Manne den Arm zerbrechen können, wenn sie sich darum schlingen, kann man auch die Haut abziehen. Weil dieselbe durchsichtig und auch sehr zähe und dauerhaft ist, so wird sie in Rußland hie und da zu Fensterscheiben benutzt. In Deutschland gebrauchen sie die Bauern als Stricke, um ihre Dreschflegel damit zu befestigen, und sie sollen haltbarer sein, als Leder.

46. Die Forelle.

Am klaren Bache verweilen die Knaben gern und sehen den Fischen zu, die im Wasser munter umherschwimmen. Weiter oben am Bache sitzt ein Fischer. Er hält die Angelruthe in der Hand und richtet unverwandt den Blick auf das Wasser. Jetzt zuckt die Ruthe; er zieht aufwärts, und — ein Fisch hängt an der Schnur. Da eilen die Knaben, um den Fang zu sehen.

Welch ein schöner Fisch! Wie Silber schimmern die Schuppen. Oben am Rücken ist das Thier etwas dunkler, mit schwarzen Punkten versehen. Die Seiten sind gelblich; der Bauch ist weiß; aber im Weißen sind viel schöne rothe Punkte mit blauen Rändern. „Das ist eine Forelle,“ spricht freudig der Fischer. „Seht, sie athmet noch durch die Kiemen zur Seite des Kopfes; aber ihr Auge ist starr und unbeweglich. Die Forelle hat ein starkes Gebiß; sie verzehrt nicht nur Mücken und Würmer, sondern auch kleine Fische. Aber wir wollen sie in den wassergefüllten Behälter legen; denn nur im Wasser kann der Fisch leben. Außer demselben stirbt er bald.

Die Forelle lebt nur in Bächen und Flüssen mit frischem klaren Wasser. Wie ein Pfeil schießt sie durch dasselbe. Sie hat ein feines Gehör und Gesicht und einen scharfen Geruch. Wie sie Jemand am Ufer bemerkt, verbirgt sie sich eiligst.

Wenn sie nach Mücken jagt, schnellt sie ziemlich hoch über das Wasser empor. Im Herbste laicht sie, d. h. sie gibt gar viel Eier von sich, aus welchen die jungen Fische in großer Anzahl kommen. Das Fleisch der Forelle wird gut bezahlt; denn es ist besonders zart und wohlschmeckend."

47. Der Karpfen.

Der Karpfen lebt, wie alle Fische, im Wasser. Dazu ist auch sein Körper eingerichtet. Er ist langrund, an den Seiten zusammengedrückt und hat einen zugespitzten dreieckigen Kopf. Auf dem gebogenen Rücken befindet sich eine lange Rückenflosse mit einem scharfen Stachel. So kann er das Wasser leicht durchschneiden, wie ein Schifflein. Die Brust- und Bauchflossen sind die Ruder, die gabelige Schwanzflosse ist das Steuer, und die Rückenflosse das Segel. Seine dünnen rundlichen Schuppen liegen wie Dachziegeln über einander und sind mit Adern geziert.

Weil der Karpfen ein so wohlschmeckendes Fleisch hat, so pflegt man ihn in besonderen Karpfenteichen. Er nährt sich von Würmern und allerhand anderen kleinen Wasserthierchen; auch frißt er Aas und Modererde. Die Karpfen des Fischteichs werden aber auch besonders gefüttert und förmlich gemästet. Der Teichwärter läutet ein Glöckchen; da kommen sie herbei und erschnappen Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Brod, Schaf- und Kuhmist. Im Winter brauchen sie keine Nahrung. Da halten sie im warmen Schlamme ihren Winterschlaf. Man fängt sie in Netzen, Ruthenkörben oder Reusen, worin eine Lockspeise hängt. Der Karpfen legt viel tausend kleine Eierchen, welche die Sonne ausbrütet. Der wohlbekannte Rogen besteht eben aus lauter Fischeiern. Glückt es einem schlauen Karpfen, den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, so kann er wohl 200 Jahre alt werden. Solchen alten Knaben sieht man's bald an; denn ihr Rücken ist mit Wasserfäden bewachsen und sieht wie bemoost aus.

48. Lebensformen und Zustände der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommeneren Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommeneren Thieren ist; denn der grösste Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen man wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen

eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine hässliche Raupe, die ungemein gefrässig und schädlich ist, indem sie eine grosse Menge von Blättern und Knospen frisst, oder auch ein hässlicher Wurm, der vom Kothe lebt. Auf einmal wird die Raupe krank; sie krümmt sich und windet sich und muss als Raupe sterben, nachdem sie sich noch vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein; da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Hässliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls bloss die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu geniessen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch und leben nachher zuletzt als schöne geflügelte Insekten in der Luft und auf den Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die hässliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne nicht dazu entschliessen, so zu sterben, und bleiben daher bis an's Ende das, was sie waren: eine Spinne, oder Laus, oder Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

49. Von der Grille.

Wenn man im Sommer an Wiesen, Angern und Rainen vorübergeht, so sieht man öfters kleine Löcher in der Erde, besonders wo der Boden etwas abhängig ist. Diese Löcher sind gewöhnlich nicht weiter, als daß ein Kind seinen Finger hineinstecken kann, gehen aber tiefer in die Erde, als ein Finger lang

ist. Auch die Kinder wissen meistens schon, daß diese Löcher die Wohnungen der Grillen sind, und gar oft bemerkt man im Frühling oder Sommer so ein dunkelbraunes fast schwarzes Insekt vor seiner Wohnung sitzen und singen. Diese Wohnungen machen sich die Grillen selbst, indem sie die Erde wegbeißen und mit ihren starken Hinterfüßen herausscharren. Dazu wählen sie einen Ort, wo das Gras nicht zu hoch wird, weil sie den hellen warmen Sonnenschein lieben.

Kommt man der Grille zu nahe, so hört sie gleich auf, zu singen, und versteckt sich in ihr Loch. Nimmt man aber einen langen biegsamen Grasstengel und steckt ihn drohend in das Loch, so kommt sie wieder heraus. Es scheuen sich nun Manche, die Grille mit den Fingern schnell zu fassen und sie zu fangen, weil sie wissen, daß das Thierlein mit seinen Kiefern tüchtig kneipen kann. Aber hat man die Grille nur fest in der Mitte des Leibes gepackt, so hat man nichts zu besorgen. Stechen kann die Grille übrigens nicht, wie manche Kinder glauben, obgleich sie am Ende ihres Leibes drei Spitzen hat. Die mittlere und längste derselben gehört zum Eierlegen. Das Weibchen legt in einem Sommer nach und nach an 300 Eier in die Erde. Nach 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Sie häuten sich viermal, wobei sie auch den zurückgelassenen Balg auffressen. Wenn sie sich im Herbst zum zweiten Male gehäutet haben, so kriechen sie in die Erde, legen sich in Gesellschaft neben einander und verschlafen den Winter. Im Mai kommen sie wieder hervor und bekommen dann erst ihre Flügel. Dann geht auch das Singen los und dauert bis zum Herbst, wo sie umkommen.

Die Grillen fressen Gras, Kräuter, Samenkörner und schleppen Alles, was sie fortbringen können, zu ihren Löchern. Sie sind auch gewaltige Trinker, mögen aber nur die Thau- und Regentropfen, welche an dem Grase hangen. Zu Hause kann man sie mit Mehl, zerdrückten Erbsen u. dgl. füttern. Hat man aber mehrere mit einander in eine Schachtel gesperrt, so kann man erwarten, daß bald ein Kampf zwischen ihnen losbricht. Sie kämpfen dann mit einander auf Leben und Tod. Gehen sie ja selbst da auf einander los, wo sie Raum genug hätten, einander auszuweichen und in Frieden zu lassen. Sie beißen sich gegenseitig die Füße und Fühlhörner ab, stoßen mit den Köpfen an einander, wie Böcke, oder schnellen sich mit den Springfüßen weg. Man sieht ihnen bei solchen Kämpfen den Zorn an; denn ihr ganzer Leib bebt, und sie holen stark Athem. Nur wenn sie bei kaltem Wetter einen warmen Ort finden, legen sie sich verträglich neben einander.

Wenn man eine Grille in einer Schachtel nach Hause getragen hat, so fängt sie bald an, aus allen Kräften zu lärmen, so daß man es Häuser weit hört. Man kann da auch sehen, wie die Grillen es machen, wenn sie singen. Sie reiben nämlich den einen rechten Flügel schnell und kräftig auf dem linken hin und her, und das gibt dann einen hellen starken Ton. Freilich ist ihr Singen mehr ein Zirpen; aber es lautet doch schön, wenn so viele Hunderte im Felde nah und fern zusammen musiziren und auch mithelfen bei dem großen Lobgesange, den die vielen großen und kleinen Bewohner der weiten Flur ihrem Schöpfer anstimmen.

50. Knabe und Schmetterling.

„Lieber Knabe, ach, tödte mich nicht!
Kaum begrüßt' ich das Sonnenlicht;
Habe geschmachtet lange Wochen,
Eh' ich die enge Puppe zerbrochen,
Bin so vergnügt,
Hätte mich gern auf den Blumen gewiegt.
Sieh, wie so herrlich mich Gott hat geschmückt!
Flügel hab' ich, mit Gold gestickt;
Einen Mantel, mit Sammet belegt,
Wie ihn der Kaiser nicht schöner trägt.
Ach! und die ganze prächtige Zier
Wolltest du grausam zerstören mir?
Wolltest mit deinem spitzigen Eisen
Mir das fröhliche Herz zerreißen?
Lieber Knabe, ach, laß mich leben!
Gott hat uns Beiden den Sommer gegeben,
Mir und dir auch ein Herz dabei,
Das gern glücklich schlägt und frei."

Da ließ der Knabe die Nadel sinken.
„Geh'," rief er, „wohin dir die Blumen winken!
Wir wollen uns Beide des Sommers freu'n
Und springen und jauchzen und lustig sein!"

51. Die junge Fliege.

Ein junger Fliegenschwarm saß um den Rand von einem Topfe Milch, der ohne Deckel stand. Die meisten unter ihnen waren jung, unbedachtsam, unerfahren und ungeschickt, sich vorzusehen. Drum sprach zu ihnen eine von den Alten: „Ihr Kinder müßt euch ja, wie wir, am Rande halten, sonst ist's um

euch gescheh'n; denn ihr seid noch zu jung, dies selber einzuseh'n. D'rum glaubt mir nur und folgt, sonst werdet ihr's beklagen!"

Die Jüngste schlug die Warnung in den Wind und sprach: „Ei, ei, wie furchtsam doch die Alten sind! Auf die Gefahr wollt' ich's wohl wagen. Man bricht doch," fuhr sie fort zu schrei'n, „man bricht doch in der Milch nicht etwa gar ein Bein? Frisch zu! Ich wage mich hinein! Wer Herz hat, folge mir; es wird ihn nicht gereu'n!"

Die Alte rief: „Du wagst dich in Gefahr des Lebens!" Doch ihre Warnung war vergebens. „Bin ich nicht selber groß genug? Und sind denn nur die Alten klug?" Die Alte bat; umsonst war ihre Bitte. Die Junge setzte sich recht in des Topfes Mitte. Hier schwamm sie in der Milch, — für sie war das ein See, sank unter, sträubte sich, kam wieder in die Höh', arbeitete, nicht wieder zu versinken. Vergebens! denn sie mußt' ertrinken.

52. Die Biene.

Wenn man wissen will, woher Honig und Wachs komme, so denkt man an dich, liebes, munteres, immer fleissiges Thierchen! Ja, du lieferst Honig und Wachs! Daher verzeiht man dir es auch gern, dass du auf den Blumen Saft und Blumenstaub holest, und freut sich sehr, dass du so schöne Zellen bauest. Ja, ja, Biene, du bist ein allerliebstes Thierchen; nur weiss ich nicht recht, warum du hinten einen Stachel hast, mit dem du so wehe thun kannst! —

Von den Bienen, diesen fleissigen Thierchen, möchte ich euch gern recht viel erzählen, wenn nur der Raum es zuliesse. An ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Ordnungsliebe und Reinlichkeit, an ihrem Zusammenwirken in dem von ihnen gebildeten Staate und ihrem Gehorsam gegen die Königin kann sich der Mensch ein hübsches Beispiel nehmen.

Ein vollkommener Bienenschwarm besteht aus der Königin, aus Drohnen und Arbeitsbienen. Die Königin ist die Seele des ganzen Schwarms und zugleich die wahre Mutter ihres Volkes, indem von ihr alle andern Bienen herstammen. Die andern Bienen behandeln sie mit grosser Liebe und Ehrfurcht. Wenn sie, die Königin, langsam in

ihrem Stocke umhergeht, so ist sie stets von einem ansehnlichen Gefolge begleitet. Einige reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar; andere putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Stirbt sie, so geräth Alles in Verwirrung, Unordnung und Unthätigkeit und verfliegt sich, wenn nicht Hoffnung da ist, in Bälde eine neue Königin zu bekommen. Sind in einem Bienenstocke ihrer zu viele, so stellt sich eine junge Königin an die Spitze, und viele, viele junge Bienen folgen ihr. Das heisst man Schwärmen. Die Drohnen oder männlichen Bienen arbeiten nichts und werden vor dem Eintritte des Winters als Tagediebe von den Arbeitsbienen getödtet und hinausgeworfen. Die Arbeitsbienen, ganz zur Arbeit geschaffen, sind die kleinsten im Stocke; es sind oft gegen 20,000 beisammen.

53. Der Bauer und die Bienen.

Bauer. Ihr Bienen, nichts für ungut genommen,
Ich muß bei euch zu Gaste kommen!
Hab' keinen Zucker in meinem Haus;
Drum bitt ich ein wenig Honig mir aus.

Die Bienen sprachen in ihrem Zelt:
„Der Mensch ist einmal Herr der Welt;
Auch hat er uns Manches zu Gute gehalten,
Ließ frei in seinem Felde uns schalten;
Die duftende Linde gab er uns preis
Und Ros' und Aurikel in weitem Kreis;
Auch hat er gezimmert uns Haus und Herd
Und weder Kaufgeld noch Miethe begehrt:
Drum nehm' er heute, was ihm gefällt;
Unsre Küche, Gott Lob! ist gut bestellt."

Da schnitt der Bauer den Honig aus;
Schon harrten die lüsternen Kinder zu Haus.
O, wie das Brödchen so herrlich schmeckt,
Mit schönem güldenen Honig bedeckt!

54. Das Spinnlein.

Ei, seht mir doch das Spinnlein an,
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!
Gelt, Base, das verstehst du nicht?
Ich sag' es dreist dir in's Gesicht.

Es macht's so niedlich und so nett;
Möcht' nicht, daß ich's zu haspeln hätt'.

Wo nahm's den Flachs so zart und fein?
Bei wem mag er gehechelt sein?
Gar manche Frau, das glaube mir,
Ging' auch dahin, wenn man's erführ'. —
Jetzt sieh mir, wie's das Füßchen setzt,
Den Aermel streift, die Finger netzt!

Jetzt zieht's den langen Faden aus,
Zieht eine Brück' an Nachbars Haus;
Baut eine Landstraß' in die Luft,
Die morgen hängt voll frischen Duft;
Baut einen Fußsteg neben dran,
Daß hier und da es wandeln kann.

Es spinnt und wandelt auf und ab,
Potz tausend, in Galopp und Trab! —
Jetzt geht's ringsum — wo an, wo aus? —
Nun bildet sich ein Ringlein draus!
Jetzt schießt es zarte Fäden ein;
Soll's etwa gar gewoben sein?

Jetzt ist's erstaunt; jetzt hält es still
Und weiß nicht recht, wohin es will:
Es geht zurück; man sieht's ihm an,
Was Wicht'ges fehlt ihm noch daran.
Doch denkt's: „Es hat damit nicht Eil',
Ich halte mich nur auf derweil.“

Es spinnt und webt und hat nicht Rast
Allüberall, man staunet fast.
Des Pfarrers Hans sagt obendrein,
Zehnfach soll jeder Faden sein.
Doch glaub' ich's nicht; denn sagt mir an,
Weß Aug' es seh'n und zählen kann!

Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Steht still und haut den Faden ab.
Jetzt sitzt's im neuen Sommerhaus,
Schaut auf die lange Straß' hinaus
Und spricht: „Man baut sich fast zu todt!
Doch, steht das Haus, ist all' die Noth!“

Es wogt und schwankt in freier Luft
Am Sonnenstrahl, im weichen Duft,
Und jeder Strahl umspielt es frei —
Dem Spinnlein ist so wohl dabei.
Es sieht dem Tanz der Mücklein zu
Und denkt sich: „Käm' doch eins herzu!"

O Thierlein, hast mein Herz entzückt;
So klein und dennoch so geschickt!
Wer hat dich solche Kunst gelehrt?
Ich denk' er, der uns Alle nährt,
Der mild und gnädig Alle liebt
Und, glaub's! auch dir dein Theilchen gibt.

Sieh an die Fliege! Nein, wie dumm!
Sie rennt ihm fast das Häuschen um.
Nun fleht und schreit sie Weh und Ach.
Ja, Ketzerin, du treibt's darnach!
Mit offnen Augen muß man seh'n
Und nie in fremde Grenzen geh'n.

Schau nur! das Spinnlein merkt's geschwind;
Es zuckt; es springt — hat's wie der Wind
Und denkt: „Ich hatte Müh' und Noth;
Nun schmeckt mir auch mein Abendbrod!"
Drum sag' ich ja: Zur rechten Frist
Sorgt Gott, der Keinen je vergißt.

55. Eine wahre Geschichte
von einer Stadt und einem Riesen.

Es ist eine Stadt mitten im Walde. Die Stadt hat viele hundert Straßen. Darin lebt ein Völkchen, das ist weit und breit berühmt wegen seines Fleißes. Vom Morgen bis zum Abend sind dort Alle thätig bei der Arbeit. Sie klettern auf die Bäume und holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen neue Wohnungen. Dabei leben sie still und friedlich bei einander. Wenn Einer in der Straße geht und seine Last nicht allein fortschleppen kann, so springt gleich ein Anderer bei und hilft, ohne daß er sich erst bitten läßt, und der Richter und der Polizeidiener haben dort wenig zu thun.

Da geschah aber einmal an einem schönen Nachmittag ein großes Unglück. Denn als eben die Alten ihre weiß eingewickelten Kinder vor die Stadt getragen und in den warmen Sonnen-

schein gelegt hatten, da kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Die Schildwachen gaben schnell ein Zeichen; — wie? das weiß ich selbst nicht; denn Trommeln und Trompeten sind in selbiger Stadt nicht gebräuchlich; aber wahr ist's. Als der Riese auf die Stadt zukam, rannte Alles aus der Stadt heraus und wollte nur schnell die Kindlein hineinschleppen; doch ehe das Gewimmel noch hinein war, kam schon der Riese heran und trat mit einem Fuße mitten auf die Stadt, daß gleich mehr als hundert Straßen zusammenstürzten. Und da nun schon Alles durcheinander rannte und flüchtete, bückte sich der Riese und warf mit seinem Finger langsam und wie zum Zeitvertreib eine Straße nach der andern ein, hatte seine Freude sowohl an dem ängstlichen Gewimmel, als auch daran, wie die armen Leute nur immer zuerst nach ihren Kindern griffen und sie über die Trümmer hinweg bei Seite schleppten in die unversehrten Straßen.

Das kleine Völkchen verlor den Muth doch nicht. Viele Hunderte machten sich auf und marschirten tapfer zu den Hosen und Aermeln des Riesen hinein und stachen mit ihren Waffen so tüchtig auf ihn los, daß es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte und er zurücktrat von der Stadt. Aber der Herr des Waldes sprach zu dem Riesen: „Du ungeschickter, fauler Mensch! Was hat dir mein gutes fleißiges Völkchen gethan? Du mit deinen großen Händen kannst doch keine einzige Straße aufbauen so kunstvoll, wie mein kleines Völkchen da!“ —

Willst du wissen, Kind, wer der Riese war? Das war ein Mensch, so groß wie du. Aber was für eine Stadt ich meine, und wer das kleine fleißige Volk ist, und wer der Herr des Waldes, das sollst du errathen. Und dann gehe hinaus in den Wald und besuche die Stadt und das Völkchen und lerne von ihm!

56. Der Krebs.

Am Ufer der Bäche und Flüsse, wo Erlen und abgestorbene Stämme ihr Wurzelnetz in den Schlamm flechten, in tiefen Höhlen hauset der Krebs. Er ist immer im Harnisch, gepanzert bis an die Zähne. Siebenfach zusammengesetzt ist der kunstvolle Ringelpanzer seines Hinterleibes, der sich in einer flossenähnlichen Einfassung endigt. Unter seinem Schilddache regen sich fünf Paar krabbelnde Füsse, die den geharnischten Körper mühsam fortschieben. Vorn

droht ein Scheerenpaar mit seinen Zähnen. Neben der Nase strecken sich die langen drathähnlichen Fühler hervor. Im Innern endlich birgt er einen Stein, der fast wie ein weisses Auge anzusehen ist. Er brütet gern in träger Ruhe, aus der nur die Nacht ihn herauszieht. Da schwimmt er dann wacker umher und überfällt die schlafenden Frösche und Fische; sogar die Schnecke in ihrer wandernden Festung ist vor ihm nicht sicher.

Aber lieber noch als über lebendes Gethier machen sich die Krebse über verwesendes; oft findet man sie schaarenweise in den modernden Resten eines Hechtes. Auch fallen sie mit plumpem Hin- und Herzerren und Kneifen über einander selbst her. Der Krebs hat ein sehr zähes Leben und erreicht wohl ein Alter von zwei Jahrzehenten. Er kann schon eine Scheere, einen Fuss vermissen, ohne sich krank zu fühlen; weiss er doch, dass sie ihm wieder wachsen. Wenn man ihn fangen will, muss man ihn tapfer greifen; fasst man ihn furchtsam etwa bei einer Scheere an, so gibt er kühlen Herzens diese daran und flüchtet rückwärts in sein Versteck zurück; dann kann er ganz flink rudern, indem er den breiten Ruderschwanz dabei wie eine Sprungfeder unter die Brust schlägt.

57. Der Regenwurm.

Der Regenwurm hat zwar einen langen Leib, ist aber im Grunde doch etwas kurz weggekommen. So hat er z. B. keine Spur von Augen, und die Ohren haben die Naturforscher alles Suchens ungeachtet auch noch nicht auffinden können. Selbst sein Maul ist so angethan, daß er weder gebrannte Mandeln verspeisen, noch Nüsse knacken kann; was härter ist, als fette weiche Erde und feine Würzelchen, das muß er stehen lassen, und wäre es noch so wohlschmeckend. Indeß weiß er sich in dieser Beziehung doch einigermaßen zu helfen. Um sich nämlich zuweilen einen guten Salat zu bereiten, zieht er schmale Weidenblätter an den Stielen in sein Loch und läßt sie so weit daraus hervorragen, daß es aussieht, als hätte sich Jemand den Scherz gemacht, Weidenblätter zu pflanzen. Fangen nun diese Blätter in der Erde an, zu faulen, so sind sie ihm gerade recht und werden mit Wohlbehagen verzehrt. Während des Nagens zieht er sie immer tiefer hinein und sorgt auf diese Weise für die Zukunft.

Wer sich die Mühe nehmen will, einen Regenwurm genauer

zu untersuchen, der muß weiter zählen können, als bis zehn, und darf auch scharfe Augen haben. Denn erstens besteht sein Körper aus 154 bis 160 Ringen, und zweitens sind seine Füße so feine kurze Borsten, daß man sie leichter fühlt, als sieht. Hinter dem 29. oder 30. Ringe befindet sich ein Gürtel, der unten mit zwei Reihen Saugzähnen besetzt ist. Schneidet man einen Regenwurm quer durch, so lebt die vordere Hälfte fort, die hintere dagegen stirbt.

Zur Regenzeit und des Nachts kommt der Regenwurm aus seiner dunkeln Kammer hervor, wahrscheinlich um Schnabelweide zu halten. Wem daher Etwas daran liegt, dieser Wühler aus seinem Garten los zu werden, und nicht geneigt ist, dem Maulwurf diese Vertilgung allein zu überlassen, der wird wohl thun, sich vor Sonnenaufgang an das Geschäft zu machen. Er muß aber leise dabei auftreten; denn obwohl der Regenwurm weder sehen noch hören kann, so nimmt er doch die Erschütterung leicht wahr und zieht sich schnell in sein Gemach zurück.

Von trockener Wärme ist der Regenwurm eben so wenig ein Freund, als von strenger Kälte; daher trifft man ihn im heißen Sommer zwei bis drei, im Winter sogar bis zu zehn Fuß tief in der Erde. Die Vermehrung der Regenwürmer ist sehr stark und erfolgt durch Eier, die sie in Klümpchen legen. Die Jungen haben, wenn sie aus dem Ei kriechen, nur 92 Ringe.

58. Die Schnecken.

Zwei Schnecken kamen einst in Streit.
Warum? das läßt sich Niemand träumen:
Denkt, um den Preis der Schnelligkeit!
So wahr ist es, daß Stolz und Neid
Auch in den trägsten Seelen keimen.
Zum Kampfgericht erwählte man
Drei bied're Frösche; diese steckten
Die Rennbahn ab, und als sie quakten,
So hub das Schneckenpaar den Wettlauf an.
Es hatte sich auf seiner Bahn
Schon lange mühsam fortgewunden,
Und dennoch in zwei langen Stunden
Zwei Spannen kaum zurück gelegt.
Die Richter saßen unbewegt
Und gähnten, müd' vom langen Harren.

„Nein! das ist nicht mehr auszusteh'n!“
Erscholl der Richterspruch. „Ihr Narren,
Lernt, eh' ihr laufen wollt, erst geh'n!“

59. Das Wachsthum der Pflanzen.

Kinder, kommt, ich will euch zeigen, wie die Pflanze wächst und blüht;
Kommt in's Freie, wo das Auge wunderschöne Dinge sieht!

Samenkörnlein fällt zur Erde und mit Staub bedeckt's der Wind;
Ruhig schläft es dann da unten, wie das wohlverwahrte Kind.

Manchmal möcht's auch gerne trinken in dem trocknen Erdenschooß:
Gott schickt Wasser ihm vom Himmel; Körnlein trinkt, und bald wird's groß,

Dehnt und streckt sich bald nach oben, bald nach unten weiter aus;
Oben will ein Stielchen werden, unten Würzelchen gar kraus.

Also wächst es langsam weiter im verborg'nen Kämmerlein,
Bis sich's fest hervor kann wagen an die Luft im Sonnenschein.

Ungeduldig wird es nimmer in der stillen Einsamkeit;
Wie ein gutes Kind erwartet auch das Pflänzlein seine Zeit.

Endlich kommt's heraus. Wie freut sich's auf der schönen Frühlingsau!
Wäscht geschwind sich ab die Erde rein mit kühlem Morgenthau.

Und nicht lang', so könnt ihr sehen ihm in's frische Aeugelein;
Und ihr freuet euch und rufet: „O, das Blümchen zart und fein!“

So die Pflanzen, so die Kinder; wenn sie fromm geworden sind,
Hört man auch von Jedem sagen: „O, das wohlgerathne Kind!“

60. Der Baum.

Ein jeder Baum besteht aus einem einzigen Hauptstamme, welcher in der Erde seine Wurzeln, oben aber mehrere Aeste und Zweige hat. An den Zweigen sind Blätter oder Nadeln, Blüthen oder Früchte. Der äussere meistentheils rauhe Theil, welcher den Stamm, die Aeste und die Zweige des Baumes umgibt, wird die Rinde oder Schale genannt. An manchen Bäumen, wie an den Eichen, ist die Rinde sehr rauh, ungleich und hart; an andern dagegen, z. B. an den Birken, ist sie mehr eben und glatt. Unter der äussersten Schale liegt der Bast. Der erste

noch sehr weiche Holzring, welcher unter dem Baste liegt, wird Splint genannt. Im nächsten Jahre wird dieser Splint zu hartem Holze, und es bildet sich ein neuer Splint. Auf diese Weise werden die Bäume von Jahr zu Jahr dicker. Wenn man einen Baum quer durchschneidet, so kann man die einzelnen Jahrringe deutlich sehen und angeben, wie alt der Baum ist. Das Mark bildet den innersten in der Mitte befindlichen Theil des Baumes. Bei alten Bäumen ist das Mark mehr oder weniger vertrocknet.

Der Baum braucht, wie die Thiere, allerlei Nahrung. Diese zieht er theils aus der Erde, theils aus der Luft. Durch die Wurzel steigen in feinen Röhren verschiedene Säfte in dem Stamme in die Höhe. Diese Röhrchen befinden sich meistens in der Rinde und heissen Saftröhrchen. Ausser den Saftröhren hat der Baum auch noch Luftröhren. In den Luftröhren, welche nur im Holze sind, befindet sich nichts, als Luft. — Oben theilt sich bei den Bäumen, die bei uns wachsen, der Stamm in mehrere Hauptäste. Aus den Hauptästen wachsen Nebenäste heraus, und aus diesen die Zweige. An den Zweigen wachsen die Blätter, Blüthen und Früchte. In den heissen Ländern wachsen aber auch Bäume, die Palmen, die keine Aeste haben, sondern aus deren Stamm sogleich sehr grosse Blätter herauswachsen.

61. Gespräch zwischen zwei Freunden.

Der Eine. Wenn ich die Wahl hätte zwischen einem eigenen Kühlein, und einem eigenen Kirschbaum oder Nußbaum, so wählte ich mir lieber einem Baum.

Der Andere. Du bist ein schlauer Gesell. Du denkst: „Wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätte ich auch einen eigenen Garten oder Acker, worauf der Baum steht.“ Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten; aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntest du übel daran sein.

Der Eine. Das ist's eben; so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still, wie ein Mutterkind, den nährenden Saft der Erde und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich

sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinstaat im Sommer, und wie Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wie der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können und Jung und Alt froh machen umsonst.

Der Andere. Wenn du einmal Schulze wirst, so mußt du deine Untergebenen fleißig zur Baumzucht anhalten und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Du kannst deiner Gemeinde dadurch einen sehr großen Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt wird, kostet nichts oder wenig; wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen.

62. Der Kirschbaum.

Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Aeste!
Er scheint uns freundlich anzuseh'n
Als seine lieben Gäste.

Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen,
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst herab sich neigen!

Seht ihre Bäckchen roth und schön
Versteckt im Laube blinken,
Und wenn die Sommerlüftchen weh'n,
Vom Baum uns freundlich winken!

Wir aber steh'n umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken.
Hernieder schwebt das volle Reis;
Wir jauchzen, haschen, pflücken.

Wie lieblich, o, wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, Natur! Du deckst den Tisch
Uns stets zu rechter Stunde.

Du gibst so gern und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben;
Bevor des Herbstes Stürme weh'n,
Erfreu'n uns Most und Reben!

63. Der große Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause; seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte."

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es darnach anfängst. Sieh, auf dem Plätzchen, wo du stehest, stecken mehr als hundert Thaler in dem Boden. Mache nur, daß du sie herausbringst."

Ich war damals noch ein unverständiger, junger Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnbaum schenken, den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen."

Ich setzte den jungen Stamm ein; er wuchs und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er die vielen Jahre her getragen hat, brachten mir schon weit mehr, als hundert Thaler ein, und überdieß ist er noch immer ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt.

64. Die Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süsser Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süsser Ruh'
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt er die Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von Wurzel bis zum Gipfel!

65. Baumveredlung.

Ein Knabe sah seinen Vater ein wildes Apfelbäumchen pflanzen. „Was willst du mit dem knorrigen Dinge?" fragte der Knabe. „Es ist ja den Platz nicht werth." — „Sei nicht zu vorschnell, mein Sohn! Urtheile nicht zu rasch!" antwortete der Vater. „Kennst du es denn, dieses knorrige Ding?" — „Warum denn nicht?" erwiederte der Knabe. „Man sieht ja gleich, was an ihm ist." — „Von außen, ja! aber nicht, was in ihm ist, was aus ihm werden kann," sagte der Vater. „Mein Sohn! dieses unscheinbare Bäumchen wird einmal, will's Gott, als ein hoher schöner Baum mit seinen Blüthen und Früchten uns erfreuen, wenn wir Geduld haben. Denn jetzt noch ruht in ihm die Kraft des Wachsthums, und seine Fruchtbarkeit schlummert unwirksam in ihm verborgen."

Im Herbste fand der Knabe seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er befestigte einen Stab daneben und band es an. „Warum thust du das?" fragte der Knabe. „Du nimmst ihm seine Freiheit!" Der Vater antwortete: „Darum, daß der Wind es nicht zerknicke, wenn es ohne Stütze ist, damit es schlank und gerade in die Höhe wachse. Jetzt ist es noch zu schwach, um sich selbst zu tragen." Darauf schnitt er vorsichtig einige Zweige von dem Stamme des Bäumchens, lockerte rings umher den Boden auf und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon

abzuhalten. „Dies Alles," sagte er, „thue ich dem Bäumchen zu Liebe, damit die verborgene Kraft ohne Beschädigung in ihm wachse und zum Guten gedeihe."

Der Winter war kaum zu Ende, so führte der Vater seinen Knaben wieder zu dem Bäumchen in den Garten. Er hatte von einem andern Apfelbaume, der im Herbst die edelsten Früchte getragen, ein frisches Reis geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer, schnitt zu, und die Krone des Bäumchens fiel zu Boden. „O weh!" rief der Knabe und erschrack. „Nun ist die Mühe vergebens!" Aber der Vater lächelte und pfropfte das fremde Reis auf den Rumpf des Bäumchens und verband es sorgfältig. Darauf sagte er: „Sieh, mein Sohn! wäre das Bäumchen ohne Zucht und Pflege draußen im Walde geblieben, so wäre es aufgewachsen schief und knorrig, wie es der Zufall gibt; es hätte nur herbe, ungenießbare Früchte getragen. Jetzt habe ich seinen Wuchs geleitet; ich habe seinen wilden Trieb durch dieses Reis veredelt, damit sich sogleich mit dem sprossenden Frühling seine volle Kraft dahinein ergieße. Es hat nun die Richtung, in welcher es zu einem tüchtigen Baume erwachsen kann."

Sowie der Frühling vorrückte, breitete auch das Bäumchen seine Zweige und Aeste immer lustiger aus. Der Knabe freute sich, wenn er's sah, und holte den Vater herbei, als er die ersten Blüthen daran entdeckte. Dieser aber griff wieder nach seinem Messer und schnitt die Spitzen der Zweige sammt den Blüthen hinweg. „O schade! schade!" rief der Knabe; jeder Schnitt des Vaters war ihm durch's Herz gegangen. „Wie kannst du auch nur so grausam sein? Das arme, arme Bäumchen!" — „Laß dir's darum nicht leid sein!" erwiederte der Vater. „Ich habe ihm nur den üppigen Trieb genommen, durch den es verwildern würde. An dieser vorzeitigen Fruchtbarkeit hätte sich seine Kraft erschöpft, ehe sie zu ihrer völligen Entwickelung gekommen ist. Aber freue dich, mein Sohn!" setzte er hinzu. „Diese Blüthen sind uns ein Zeichen seiner inneren Tüchtigkeit. Lassen wir ihm Zeit, stark zu werden, und wir dürfen das Beste hoffen."

Es waren Jahre vergangen. — Im Herbste kehrte der Knabe wohlgebildet aus der Stadt zurück in das elterliche Haus, näher dem Jünglingsalter. Der Vater nahm nach der ersten Freude des Wiedersehens jetzt seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in den Garten. Siehe! da stand vor ihnen stark und

stämmig der Apfelbaum, und seine Zweige neigten sich unter dem Segen der rothen goldnen Früchte. „Siehst du, mein Sohn," sagte der Vater, „wie er die vollen Aeste dir wie zum Gruß entgegenbreitet? „Es ist ein freudiger dankbarer Baum geworden, jenes Bäumchen — dein Bäumchen, mein lieber Sohn! denn es ist ja mit dir groß und stark und herrlich geworden." Da umarmte der Vater seinen Sohn, und dieser weinte an seinem Halse; es war ihm, als wäre ihm jetzt erst zum ersten Male sein eigenes inneres Wesen und der Gang und die Bestimmung seines Lebens klar geworden.

66. Der Wallnußbaum.

Das ist ein stattlicher schönbelaubter Baum, der so dick werden kann, wie die größte Eiche. Er hat wohlriechende gefiederte Blätter, die sich wie Epheublätter anfühlen. An der Spitze der Sommertriebe wachsen die kugeligen Früchte zu 2 bis 8 in einem Häufchen beisammen. Die Nuß ist eine Steinfrucht mit zwei Schalen. Unter der grünen nämlich, mit welcher wir sie am Baume erblicken, hat sie noch eine härtere braune Schale. Diese umschließt den weißen süßen ölreichen Kern, den wir uns zu Weihnachten so wohl schmecken lassen. Nimmt man die Nüsse jung vom Baume ab, wenn sich die härtere Schale unter der grünen noch nicht gebildet hat, so kann man sie einmachen und aufbewahren. Sind die Nüsse reif, so löst sich die äußere grüne Schale leicht ab, nur daß man sich dabei die Hände braun färbt. Steckt man eine Nuß im Herbst 2 bis 3 Zoll tief mit der Spitze nach unten in den Boden, so geht der Kern im Frühling auf. Etwa im achten Jahre wird der junge Baum tragbar; aber im fünfzigsten erst ist er ausgewachsen. — Der Nußbaum ist sehr nützlich. Er liefert dem Tischler schönes Holz; aus den Nüssen preßt man Speiseöl; sie zieren schön vergoldet und versilbert den Christbaum, und die Blätter und unreifen Früchte dienen als Arznei.

67. Die Pfirsche.

Am zierlichen Geländer
Gepflegt und gut bewacht,
Schmück' ich des Hauses Ränder
Mit meiner Früchte Pracht.

Ist meine sammt'ne Schale
Zum schönsten Roth gereift,
Da seh' ich, wie beim Mahle
Der Durst'ge nach mir greift.

68. Der Dattelkern.

Ein Knabe ass, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
O Kind, da musst du lange warten!
Denn wisse: dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süssen Früchte."
Carl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und sprach mit fröhlichem Gesichte:
„Das Warten soll mich nicht verdriessen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiss,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, geniessen.

69. Die Blüthe.

Siehst du an dem Bäumchen prangen
All die Blüthen wunderschön?
Ziehet nicht ein süß Verlangen
Deinen Sinn zu ihren Höh'n?
Doch nicht mancher Tag vergehet,
Und die Blüthe ist verwehet.

Also ist des Kindes Leben;
Wunderherrlich blüht auch dies,
Und mit heilig frommem Beben
Schauen wir solch Paradies.
Mag's indeß auch lieblich blühen,
Auch der Kindheit Tage fliehen!

Aber wie am Baum die Blüthe
Lieblich schön die Früchte beut,
Also wachse du an Güte,
Daß sich jedes Herz erfreut!
Dann erblüht dein besseres Leben
Zu der Frucht im frommen Streben.

70. Warnung vor Beschädigung der Bäume.

Die Menschen würden von dem Anpflanzen der Obstbäume viel größern Nutzen haben, wenn Beschädigungen an denselben seltener würden. In einen Acker zu gehen und die Saat nieder zu treten, das hält Jedes für Sünde; allein ein Bäumchen zu beschädigen, das noch nach vielen Jahren reiche Früchte bringen kann, das halten so Viele nicht für Unrecht! Der es pflanzte, hoffte so viel von ihm; er freut sich, daß Gott dasselbe

hat grünen lassen; und nun kommt ein leichtsinniger Bube und vernichtet mit einem Schnitte aus bloßem Muthwillen seine Hoffnungen und seine Freude! Denkt euch nur selbst, daß ihr das Bäumchen gepflanzt hättet und es auf einmal vertrocknet fändet; dann werdet ihr gewiß vor einer solchen That zurückschrecken. Euer Gewissen sagt euch ja schon, daß es schändlich und sündlich ist, einen jungen Baum zu zerknicken, den Gott zum Nutzen der Menschen aufwachsen läßt, in dessen Schatten noch so mancher Ermüdete einst ausruhen könnte. Merket auf seine Stimme! Was hier vom Beschädigen der Obstbäume gesagt ist, das gilt auch von den Waldbäumen.

71. Die Roßkastanie.

Wenn im Strahl der Märzsonne allerhand Kräuter geschäftig hervorkommen, dann schwellen die großen von Harz triefenden Knospen der Roßkastanien, dieser stattlichen Bäume, welche um Stadt und Dorf die Straßen, die auf das Feld und die Wiese hinausführen, so angenehm beschatten. Nach einem ersten lauen Regen öffnet sich der grüne Fächer, dessen Stiel mit seinem kleinen Roßhufe keck auf die Zweige tritt; doch hängen die Blätter noch schlaff und schüchtern wie ein eben ausgekrochener Schmetterling herab. Aber in wenig Tagen kommt ihnen Frische und Spannkraft, und nun strecken sie die Finger breit und seltsam umher, als wollten sie den Sonnenschein greifen. Dazwischen springt schon hier und dort ein Blüthenkegel in die Höhe, und bald hat der Baum die festlichen Leuchter angezündet. Thürmchen an Thürmchen erhebt sich auf den Rändern der Zweige, und das Ganze flackert über und über von Lichtern. Sind die Blüthen gefallen, so setzt die kugelige Frucht an, welche eine fleischige mit Stacheln versehene Kapsel trägt und ein schön braun glänzendes Aussehen hat. Sie enthält Stärkemehl und ist ein kräftiges Viehfutter, während die Rinde des Baumes Gerbestoff führt und beim Verbrennen sehr gute Pottasche gibt.

72. Die Weide.

Die Weide zählt in Deutschland mehr als 40 Arten, die theils nur strauchartig sind, theils aber sehr bald zu hohen und starken Bäumen heranwüchsen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihrer Häupter beraubt würden. Ihr Holz ist leicht und zähe, die Zweige sind biegsam. Am bekann-

testen ist die Korb- und Bandweide, welche überall an Flüssen und Bächen wächst und die Ufer vor Zerstörung schützt. Die Blätter derselben werden sehr lang, sind lederig, lanzettförmig spitz, am Rande wollig, unten silberfarbig und seidenartig.

Beim Beginn des Frühlings, wenn die andern Bäume noch schlafen, brechen die Knospen der Weidenbäume auf. In braunen Schalen hingen sie bis dahin an den Zweigen; die Decken, springen und kleine Kätzchen oder Lämmchen, wie sie die Kinder nennen, schauen daraus hervor, weich wie Seide, weisslich von Farbe. Nun erkennt man deutlich zweierlei Blüthenkätzchen. Die eine Art ist gelb; Staubfäden mit kleinen Beutelchen hängen zwischen den bräunlichgrünen Schuppen heraus, und goldener Staub sitzt drin. Schon von fern duftet es nach purem Honig. Diese Bienen kommen weit und breit herbei, naschen von dem süssen Getränk und eilen dann, mit Goldstaub bedeckt, summend davon, um den Blüthenstaub mit Grüssen über den Bach zu den andern Blüthenkätzchen zu tragen. Diese sind zart und grün und hinter jeder Schuppe schaut ein Köpfchen heraus. Aus ihm bildet sich der Same, kleine Körnchen mit weissem Federkleide. Der Wind säet sie aus; sie fliegen rings umher, und im nächsten Jahre spriessen aus feuchtem Grunde junge Weidenbäumchen auf.

Muntere Knaben schneiden die Weidenzweige zu Pfeifen und Schalmeien ab. Der Korbmacher fügt sie im zierlichen Geflecht zu Körben und Wagen. Der Gärtner bindet mit ihnen die Bäumchen an den Pfahl, den Weinstock an das Spalier, und der Böttcher legt sie um's Fass, damit sie die Dauben halten.

73. Die Weiden am Bache.

Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach;
Die schliefen wie todt; nun sind sie wach;
Nun haben sie offen die Aeugelein
Und blicken gar munter in's Wasser hinein.
Sie treiben aus ihrem grünen Haus
Die flockigen, wolligen Blüthen hinaus
Und sagen: „Der liebe Lenz will kommen;
Er hat uns die Binde vom Auge genommen.“

Am Mittag kam ein Bienchen geflogen,
Hat an den Blüthen sich satt gesogen;
Dann sprach's: „Dank für die erste Gabe!
Jetzt eil' ich, daß ich die Königin labe,
Und morgen, wenn wehet ein linder Hauch,
So kommen die lieben Schwestern auch,
Geh'n zu Gaste bei euch und summen im Chor
Das erste Frühlingslied euch vor!"

Die Weiden haben's gern vernommen.
„Kommt Alle nur; ihr seid uns willkommen!"
Schön ist's, von seiner Fülle zu geben
Und mit den Guten in Frieden zu leben!

74. Die Erle.

Die Erle wird 40 bis 50 Fuß hoch, bleibt aber zuweilen auch strauchartig. Ihre braungraue Rinde wird im Alter schwärzlich. Die Aeste sind in der Regel schmutzig röthlichgelb punktirt. Die Blätter sind ungleich gesägt und klebrig, unten hellgrün, oben glänzend dunkelgrün. Da die Erle in tiefgrundigem, feuchten Boden gedeiht, so ist sie gewöhnlich an Bach- und Flußufern und in Sümpfen anzutreffen. Das Holz ist frisch rothbraun, ziemlich fest und liefert schöne Masern zum Belegen feiner Möbeln. Auch der Drechsler liebt dasselbe. Aeußerst dauerhaft ist es zu Wasserbauten; fast die ganze Stadt Venedig sowie der große Münster in Straßburg sind auf einem Rost- und Pfahlgrund von Erlenholz erbaut. Die Rinde der Erle enthält nicht nur viel Gerbestoff, sondern kann auch zum Braun-, Gelb- und Schwarzfärben angewendet werden, und das Laub gibt für den Winter ein gutes Schaf- und Ziegenfutter.

75. Der Weinstock.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch und Bäume, groß und klein,
Im heitern grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Reben — weinen.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel auserwählt,
Auf ihrem Stamm in spätern Tagen
Das edelste Getränk zu tragen.

Hat dich der Himmel auserseh'n,
In deinem Wirken hoch zu steh'n,
Und dich vor Andern zu erheben,
So lerne Demuth von den Reben!

76. Der Thee-Hollunder oder der Fliederstrauch.

Es gibt nicht viel Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich sind, als der Flieder, dessen grünes Blätterdach mit den blassgelben reichblüthigen Trugdolden uns so oft in der Nähe der Dörfer, hinter Mauern und Zäunen entgegenschimmert. Die in der Jugend grüne, im Alter graue und rissige Rinde gebraucht man zum Färben; das alte gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr Alle wisst, wie nette Büchsen sich aus den ausgehöhlten Aesten verfertigen lassen. Wird man von Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Blättern des Flieders nicht selten die besten Dienste, und bei Erkältungen ist kaum Etwas besser geeignet, wohl thätigen Schweiss zu erzeugen, als der Genuss des Fliederthees oder des Hollundermuses, welches letztere man aus den reifen schwarzen Beeren bereitet. Der Apotheker gebraucht ausserdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige, und in verschiedenen Gegenden tauchen die Leute die ganze Blüthendolde in einen Mehlteig und verspeisen sie als „Holderküchlein." Summa: es ist nichts am Fliederstrauch, was der Mensch nicht benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, dass den alten Wenden der Fliederstrauch heilig war. Auch können wir wohl den Worten jenes naturkundigen Mannes Beifall schenken, der da sagte: „Vor jedem Fliederstrauche sollte man die Mütze abnehmen."

77. Schneeglöckchen.

Der Schnee, der gestern noch in Flöckchen
Vom Himmel fiel,
Hängt nun geronnen heut' als Glöckchen
Am zarten Stiel.

Schneeglöckchen läutet; was bedeutet's
Im stillen Hain?
O kommt geschwind! im Haine läutet's
Den Frühling ein.

O kommt, ihr Blätter, Blüth' und Blume,
Die ihr noch träumt,
All' zu des Frühlings Heiligthume!
Kommt ungesäumt!

78. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume, wovon die buntfarbige unter dem Namen Aurikel die Gärten ziert, die zitronengelbe aber unsere Wiesen schmückt, gehört zu den lieblichsten Erscheinungen des Fruhlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker aufrechter Stengel, der an seiner Spitze eine größere Anzahl wohlriechender Blüthen trägt. Diese haben eine trichterförmige Röhre und breiten sich oben tellerartig aus. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus; die Mägdlein pflücken sie mit blauen Veilchen zum duftenden Strauße, und sorgsame Hausmütter sammeln sie zu Thee gegen Husten und Brustbeschwerden. Die Namen „Schlüsselblume" und „Himmelsschlüsselchen" hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name „Primel," den sie führt, heißt „Erstling des Frühlings."

Willkommen mir,
Goldblümchen hier,
Die auf den Wiesen
Zuerst uns grüßen!

Auf's Neue seh'
Nach Frost und Schnee
In eurer Blüthe
Ich Gottes Güte.

Der gute Gott,
Er schickt nach Noth
Und kurzen Leiden
Uns wieder Freuden.

Wie schmücket euch
Der Thau so reich!
Wie hell ihr flimmert
Und glänzt und schimmert!

So mild bedenkt
Euch Gott; — so tränkt
Er Laub und Moose
Und Eich' und Rose.

Fest baue ich,
Mein Gott, auf dich!
Du sorgst nicht minder
Für deine Kinder!

79. Kornblume.

Der liebe Gott hat in seiner Schöpfung überall das Nützliche mit dem Schönen vereint. Mitten hinein in die gelben

Getreidefelder streut er rothe und blaue Blumen. So geben uns die Felder das liebe Brod und erfreuen doch auch das Auge und Herz. Gar gern spielen die Kinder mit den blauen Kornblumen und flechten sie zu lieblichen Kränzen. Vergeßt aber auch nicht, die Blumen genau anzusehen, wie künstlich und fein sie der Herr bereitet hat! Die Blüthe der Kornblume ist ein wahres Blumensträußchen. Seht nur das niedliche kugelige Körbchen, worin die Blumen liegen! Es ist künstlich zusammengelegt aus lauter zierlichen Blättchen; eins liegt auf dem andern wie die Ziegel auf dem Dache. Sie sind grünlich und haben braune Ränder mit zierlichen Fransen. Rings um den Rand des Körbchens sind die größern Blüthen gelegt, kleine schönblaue Trichter mit 5 Läppchen oben. In der Mitte liegen dichtgedrängt violette kleinere Blüthchen, niedliche Kelche mit 5 schmalen Spitzen. Ein graugrüner Stengel mit schmalen Blättern trägt oben auf seinen Aesten die Blumenkörbchen. Er hebt sie empor in die warme Sommerluft zur Freude frommer Menschen.

80. An mein Gärtchen.

Bald werd' ich ein Gärtchen haben;
O, wie fröhlich werd' ich sein!
Schöne Beete will ich graben;
Holde Blumen kommen d'rein.

Meinem Sinne zwar gefallen
Alle Blümchen, lieb und schön;
Aber von den Blumen allen
Hab' ich drei mir auserseh'n!

Weiss und blau, von Buchs umgeben,
Sollen Hyazinthen blüh'n.
Nieder am Gemäuer schweben
Süssgewürzte Rosen hin.

Aussen an der Laube sollen
Scherbenweis' Aurikeln steh'n
Und mir ihren Balsam zollen;
Sagt, ist nicht mein Gärtchen schön?

Mit dem Sang der Nachtigallen,
Mit des Tages erstem Strahl
Will ich dann zum Gärtchen wallen
Und sie grüssen allzumal;

Will mit eignen Händen tränken
Meines Gärtchens schöne Zier;
Denn nach Müh' nnd Pflege schenken
Sie die bessern Düfte mir.

81. Die weiße Narzisse oder Sternblume.

Im zeitigen Frühlinge blüht in unsern Gärten eine liebliche Blume, die weiße Narzisse. Hoch auf dem aufrechten Schafte wiegt sich in der Frühlingsluft ein schöner Blumenstern mit Blätterstrahlen, glänzend im zartesten Weiß. In der Mitte dieses Sterns prangt ein rundes Krönchen, zierlich gefaltet und gelb mit einem schönrothen Saume.

Sternblume schaut dich an mit goldnem Augenstern. Sie will dir sagen: „Ich blicke nach dem Licht; du blicke nach dem Herrn!" Merkwürdig an dieser schönen Blume ist noch die trockene häutige Scheide an der Spitze des Schaftes. Darin war die Blüthe wohlgeborgen, ehe sie von der warmen Frühlingssonne herausgelockt wurde. Der Schaft sproßt aus einer eirunden großen Zwiebel hervor, an welcher sich unten Wurzelfasern befinden. Diese Zwiebel besteht aus vielen über einander liegenden Häuten oder Schalen; die äußern sind braun und dünn, die innern weiß, dick und fleischig. Aus der Zwiebel wachsen mehrere schmale Blätter; sie sind fußlang, graugrün und etwas rinnenförmig.

82. Die Lilie.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit goldnem Staub besä't,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht;
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld
In aller deiner Pracht,
Du bist zum Vorbild mir bestellt,
Zum Lehrer mir gemacht!

Du schöne Lilie auf dem Feld
Du kennst den rechten Brauch;
Du denkst: „Der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch!"

83. Die Reseda.

Die Reseda hat eine wohlriechende Blüthe und ist nicht bloß den Menschen, sondern auch den Schmetterlingen lieb. Es gibt einen weißen Schmetterling mit etlichen Flecken auf den Flügeln; der legt seine Eier unter die Blätter der Reseda, daß sie nicht naß werden vom Regen und Thau. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatte. Und wenn nun das Junge darin erwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, nicht mit Eisen oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut mundet, wie unser einem Rosinen und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeiset hat, streckt es sein Köpflein ein paar Mal in die Höhe und weidet dann fort zur Rechten oder Linken, wie es will. Der Vater im Himmel macht es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thüre ein Pfefferkuchen ist, und sprächet zu ihm: „Jetzt schlafe, und wenn du aufwachst und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen hindurchessen.“ — So aber Gott für ein Würmlein also sorget, das heute noch lebt und morgen dem Sperling zur Speise dient: sollte er das nicht viel mehr euch thun? O, ihr Kleingläubigen!

84. Die Erdbeere.

Ein Mägdlein an des Felsens Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Gezaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme nackte Waise,
Komm' mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein!“

D'rauf macht' es wohl die Würzlein los
Und trug das Pflänzchen in dem Schoos
Und spähte, still und wonnig,
Ein Plätzchen, kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Geberde
Und pflanzte nun das Pflänzchen d'rein
Und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!“

Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schon zu blüh'n,
Wie sieben weisse Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne;
Die wurden sieben Beeren,
Als obs Rubinen wären.
„Gelt," sprach es, „es will dankbar sein
Und meint, ich sei sein Mütterlein."

85. Der Kümmel.

Der Kümmel ist eine sehr beachtenswerthe Gewürzpflanze, welche bei uns allenthalben auf trocknen Wiesen, Triften und Weiden wächst. Aus der pfahlförmigen Wurzel erhebt sich ein 1—2 Fuß hoher sehr ästiger eckiger Stengel mit doppelt gefiederten Blättern, die am Hauptstiele über's Kreuz gestellt sind. Die ganze Pflanze ist haarlos, hat acht- bis zwölfstrahlige Dolden mit weißen oder röthlichen Blümchen. Die Früchte sind grünlichbraun, gestreift, länglich und gekrümmt. Sie geben nicht nur ein vortreffliches Küchengewürz, sondern dienen auch als Arznei und zur Bereitung eines angenehm riechenden weißen Oels. Deßhalb wird der Kümmel in manchen Gegenden besonders angebaut, wozu er einen tiefen gut gedüngten Lehm- und Mergelboden sowie eine vor heftigen Winden geschützte Lage erfordert. Als Wiesenpflanze ist er dem Landmanne gar willkommen, da er die Gewürz- und Schmackhaftigkeit des Wiesenheues in vorzüglichem Grade vermehrt.

86. Der Löwenzahn oder die Kuhblume.

Alle Kinder pflücken gern auf dem grünen Anger die weißen wolligen Köpfchen des Löwenzahns ab, die auf glatten runden Stielen aus grünen Blättern hervorschauen. Wenn sie an die Samenköpfchen des Löwenzahns blasen, so fliegen die vielen Samenkörnchen nach allen Seiten hin. Jedes hat ein feines Stielchen und oben einen zarten weißen Federkranz. So ziehen sie als Reisende weithin durch die Luft. Die Blüthe war ihr Vaterhaus; jetzt geht die Reise fort durch alle Welt. Die einen lassen sich auf der Wiese, die andern am Wege nieder; jene ziehen sogar über den breiten Fluß, steigen heimlich über den Zaun und schlüpfen in den verschlossenen Garten. Noch andere bleiben

auf der Mauer sitzen oder siedeln sich auf den Straßen und Plätzen des Dorfes oder Städtchens an.

Was thut nun das Samenkörnlein, wenn seine Reise zu Ende ist? Das braune Körnchen ist mit zarten Widerhaken besetzt, mit denen haftet's in der Erde. Der Wind weht Staub darüber; der Regen bringt Wasser herzu, und nun beginnt das Körnchen seine Arbeit. Unten senkt es eine starke Wurzel in die Erde. Zarte Fasern dringen nach allen Seiten in die Erde und schaffen Nahrung her. Nun wächst unten am Boden ein Kranz von grünen Blättern; die stehen wie die Strahlen eines Sterns, einer Sonne, rund im Kreise. Jedes dieser Blätter ist lang und schmal, an beiden Seiten eingeschnitten und mit großen Zähnen versehen. Davon hat das Pflänzchen auch den Namen Löwenzahn erhalten. Nur sind die Zähne weich und unschädlich. Zur goldenen Blüthe führt ein runder glatter Stengel hinauf. Innen ist er hohl, und die Kinder können ihn leicht zu Ringen zusammenbiegen und sich Ketten daraus machen. Nur schade, daß der weiße Saft, der herauströpfelt, klebrig ist und Flecken in den Kleidern verursacht. Die Blume des Löwenzahns ist wohl aus Hunderten von Blüthchen zusammengesetzt. Die einzelnen Blüthchen sehen aus, als wären sie aus purem Gold gefertigt. Käferlein und Bienen vergnügen sich in denselben. Aber nur bei schönem Wetter sind sie geöffnet, bei Regen und in der Nacht werden sie sorgsam verschlossen. Dann findet wohl zuweilen eine kleine Fliege ihr sicheres Nachtquartier darin und verläßt sie erst am Morgen nach süßem Schmause.

In solcher Blüthe wachsen tausend kleine Samenkörner, gerade wie das erste, aus dem die ganze Blume geworden ist. Jedes streckt einen feinen Stiel nach oben; auf diesem steht eine Federkrone, ein Schmuck zugleich und ein Flügel. Die gelben Blüthen fallen ab, und wieder steht ein Wollkopf da, von dem tausend Samenkörner zu neuen Pflänzchen auf Reisen gehen. Der Hirte sieht den Löwenzahn gern; denn dieser ist für sein Vieh ein treffliches Futter. Er nennt ihn deßhalb auch die Kuhblume. Tausende von ihnen gelangen in den Leib der Kühe, und die bittere Milch in ihren Blättern und Stengeln wird hier zu fetter süßer Milch. Diese gibt schöne Butter und guten Käse. Im Mai ist schon manches Kind hinausgegangen auf die Wiese mit einem Körbchen und einem Messer und hat die Kuhblumen mit ihren tiefen Wurzeln ausgegraben. Daheim werden aus der Wurzel

bittere Tropfen gepreßt, welche die arme Mutter von der bösen Krankheit befreien, die ihre Wangen bleichte.

87. Das erste und das zweite Kartoffelgericht.

Die Kartoffel, dieses nützliche Gewächs, kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund des englischen Seefahrers Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte und dazu schrieb: „Die Frucht dieses Gewächses ist so trefflich und nahrhaft, daß ich ihren Anbau für unser Vaterland für höchst nützlich halte," aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte Frucht die Samenknollen gemeint, die oben am Kräuterich hängen. Als im Herbst die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, in welcher er sagte: er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie Alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein; aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen.

Aber eines Morgens im Herbst ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und sieh, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was für Knollen das wären, und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Herren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von welcher der Inhalt der gewesen sein wird: daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

88. Das Getreide.

Wann das Getreide in unser Vaterland eingewandert ist, darüber schweigen die Nachrichten; aber auch bei uns hat diese Pflanze Wälder gestürzt und Sümpfe getrocknet, Einöden bevölkert und das Klima gemildert. In jener Zeit, wo der Ackerbau noch nicht im Grossen betrieben wurde und Deutschland noch ein sumpfiger Wald war, sagte ein römischer Schriftsteller von dem Klima am Rhein, es sei der Art, dass daselbst nie eine Kirsche, viel weniger eine Traube reifen könne. Und sieh, jetzt gedeihet dort nicht nur der Kirschbaum und die Weinrebe; es reifen dort auch die süssen Früchte der Kastanien- und Mandelbäume. Dass der segnende Pflug Land und Menschen veredelt hat, mögen wohl Wenige bedenken, wenn sie am Getreidefelde entlang gehen; aber sollen wir nur die Scheunen und Vorrathskammern im Kopfe haben, wenn wir ein wogendes Saatfeld sehen? Sieh den dürren biegsamen Halm, wie er sich in die Höhe hebt und dem Winde trotzt, um an der Sonne sein Korn zu reifen. Er könnte sich nicht aufrecht erhalten, wären seine Knötchen ihm nicht eine Stütze, führten seine Wurzeln ihm nicht Kieselerde zu, die den Zellen Festigkeit verleiht. Gesellig steht Halm an Halm dicht gedrängt neben einander. Die unerforschliche Weisheit wollte, dass diese Pflanze den kleinsten Raum einnähme; daher gab sie ihr ein schmales biegsames Blatt. Speise sollte sie liefern den Völkern des Erdkreises; daher nimmt sie fürlieb fast mit jedem Boden und breitet ihre Decke aus in die niedrigen Ebenen, wie auf die Hochländer. Ausserordentlich ist ihre Fruchtbarkeit, so dass sie in manchen Gegenden zweihundertfältige Frucht bringt. Selbst der Winterkälte vermag das zarte Blatt unter der Schneedecke zu widerstehen, und unter den Fusstritten der Menschen wie der Thiere zerreisst es nicht; ist es niedergetreten, so richtet es sich wieder auf. — In dem Vergänglichen das Unvergängliche, in dem Irdischen das Ewige zu erkennen, geziemt wohl einem Christen. Unser Herr und Meister hat in dem Körnlein des Feldes mehr, als die Frucht zur Nahrung des Leibes geschaut und seiner oft in den Gleichnissreden gedacht.

Unter allen Getreidearten hat die Gerste sich am

weitesten ausgebreitet. Sie ist dem Menschen gefolgt nach dem kalten Norden; sie hat ihn nicht verlassen mögen in dem heissen Süden. In Lapplands winterlichen Fluren, wo man den Obstbaum und die Eiche vergebens sucht, harret die Gerste getreulich aus und bietet das tägliche Brod zu dem Fleische der Fische, wie zu der Milch des Rennthiers. Bald gesellt sich der schmackhaftere Rogen zu ihr, noch südlicher der Weizen, und immer weisser wird das Brod auf dem Tische, immer edler die Frucht des Feldes. Jenseits der Alpen ist noch eine Getreideart, die nicht über dieses hohe Gebirg in unser Vaterland hat wandern mögen, das ist der Reis. In Indien, China und Japan hat derselbe die Alleinherrschaft erlangt. Gemahlen und ungemahlen, in den verschiedensten Formen wird er in jenen Ländern Morgens, Mittags und Abends genossen. Der Kaiser von China lässt in seinem grossen kanalreichen Lande jährlich 10,000 Kähne mit Reis beladen auf- und abfahren; denn nicht nur sein Heer, auch seine Beamten bekommen einen Theil ihrer Besoldung in Reis ausgezahlt, und der erfinderische Chinese weiss aus Reisschleim sogar Fächer gegen die Strahlen der Sonne zu machen. So wenig Arten des Getreides es auch gibt, so hat dasselbe doch der Verwandten mehr, denn eine andere Pflanze. Es gehört nämlich zu der grossen Pflanzenfamilie der Gräser, die nahe an 4000 Familienglieder zählt. Alle sind aus einem Körnlein mit einem Samenläppchen entstanden und haben Blätter, deren Adern sich nicht netzartig verzweigen. Das niedrige Gras der Alpen, wie das breitblättrige Schilf der heissen Zone, das an Höhe manchen unserer Bäume nichts nachgibt, sind Vettern des Getreides; aber während das Alpengras einfach und schmucklos mit seinen drei Staubfäden in der Blüthezeit wie unser Getreid dasteht, strahlt in jenen Gegenden, wo der Zimmt und die Muskate wächst, der grosse Blüthenbüschel mancher Graspflanzen mit brennenden Farben, schwillt der Stengel vor Saft, färbt sich das breite Blatt mit dunklem Grün. Der dünne Halm unserer Wiesengräser, der sich nur wenig über den Boden erhebt und die feinen Blüthenrispen beim leisesten Windhauche hin und her wiegt, wird in jenen Gegenden Asiens zum knotenreichen Bambusrohr, und dieser Halm ist so gross und fest, dass er nicht nur zu Spazierstöcken, sondern auch zum Hausbau benutzt

wird. Dennoch schafft das Gras unserer Wiesen, in welches sich der müde Wanderer behaglich niederstreckt, durch seine üppige Nahrung für die Heerden ungleich mehr Nutzen, als die stolzen Gräser Asiens, und so tritt auch im Pflanzenreiche, wie in der Menschheit, das Segensreiche mit Bescheidenheit auf.

89. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, so freue ich mich recht, daß ich auf Erden bin. Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine Herrlichkeit. Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und daß es darin so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: „Und der Herr sprach: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut!" und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut." Wie ging mir die Stelle an's Herz: „Wenn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, um wie viel mehr wird er nicht euch thun!" Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts Anderes fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Ueberflusses und ein Pfand jener milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem Andern grünt im Frühling das Gras an warmen quelligen Plätzen. Wie erfreut es bis ins innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde; durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst, — o wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, — der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras ge-

deiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer. Was die Erde nur irgend Liebes besitzt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Auf dem Grase blinken die lieblichen Quellen. Durch duftreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinüber geschwebt! Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten, und o, wie werth ist es mir da! Unter dem begrasten Hügel, so schwärmt das Gefühl, muß es sanft sich ruhen. Einst auf meinem Grabe — keine Blumen: nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

90. Das Moos.[1]

Wenn der Spätherbst die Blumen in Feld und Garten wieder zur Ruhe gebettet hat, und wenn nur noch der Winter uns Eisblumen über Nacht still an die Fenster malt: dann wachsen heimlich und verborgen Pflänzchen, welche sich gern zum Kranze winden lassen, mit dem ihr Vater und Mutter erfreuen könnt. Sie finden sich auf Wiesen und in Gärten, auf Bäumen von der Wurzel bis zum Gipfel, auf dem sonnigen Felsen und an der Quelle ringsum, im Thale und bis zur kalten Alp hinauf, sogar auf den Dächern der Häuser und Ställe. Es sind dies die Moospflanzen. Wenn sie auch keine Blumen tragen, wie der Rosenstock thut, so haben sie doch viel Schönes und Herrliches an sich und können unser Herz erfreuen durch die Pracht, welche sie im Verborgenen bewahren, und durch den Segen, welchen sie in aller Stille für Vieles bereiten, das größer und herrlicher erscheint, als sie selbst.

Ihr habt das Moos oft genug gesehen, habt aber dabei wahrscheinlich nichts gedacht, als dies, daß es keine Blumen trage. Wenn ihr es aber recht genau oder gar mit einem Vergrößerungsglase betrachtet, so könnt ihr daran Wurzeln, Stengel, Blätter und noch Etwas unterscheiden, das den Blüthen und Früchten anderer Gewächse ähnlich ist. Am besten könnt ihr das Alles sehen im Herbst und zu Ende des Winters; denn zu dieser Zeit haben die Moospflänzchen an der herrschenden Feuchtigkeit die reichlichste Nahrung. Im Sommer dagegen leiden sie Mangel; sie trocknen dann zusammen und verdorren, leben aber

rasch wieder auf und breiten sich aus, wenn man sie in's Wasser bringt.

Das Alles geschieht Jahr aus Jahr ein vor unsern Augen, und Viele sehen es nicht. Da steht ein Baum. Ob er Frucht habe oder nutzbares Holz, darum kümmern sie sich; daß aber auf ihm, besonders an der Abendseite, wo ihn der Regen des Himmels reichlich treffen kann, viele Tausende von Moospflanzen wachsen, das sehen sie nicht. Ihr Fuß schreitet im Walde über die mit Moos bewachsenen Stellen hinweg, und sie denken nicht daran, daß die zahllosen Moospflänzchen hier das Wasser vom Thau und Regen aufsaugen und dann nach und nach den Boden und die Wurzeln der Bäume damit versorgen. Wie würde es wohl aussehen mit den Bäumen des Waldes, wenn ihnen im Sommer die kühlende und im Winter die erwärmende Moosdecke fehlte? Von den Bergabhängen würde der Regen unbenutzt herabströmen, wenn er nicht von den Moospflanzen aufgesogen und im Stillen zu Quellen angesammelt würde.

Und wie würdet ihr euch wundern, wenn ihr einmal unter das Moos gucktet! Ihr fändet, wie der Wurm, der Käfer und die Blindschleiche zur Nacht- oder Mittagsruhe ihr Plätzchen da haben, und wie sie da ein stilles Leben führen unter dem Schutz und Schirm dessen, der da sorgt für das Große und das Kleine, und für das Große auch oft durch das Kleine.

Aber auch der, welcher sich der Natur nur freut, wenn sie ihm Gaben bietet, die ihm den Magen oder den Kasten füllen, sollte das Moos nicht so gleichgültig ansehen Wie viele tausend dieser Pflänzchen müssen jährlich ihren mütterlichen Boden verlassen, damit sie dem Menschen die Polster füllen helfen zur bequemen Ruhe, oder damit er zerbrechliche Sachen, die in die Ferne geschickt werden sollen, sicher einhüllen kann, oder damit sie, eingeklemmt zwischen die Fugen der Fenster, den grimmigen Frost von seinen Stuben abhalten helfen!

91. Die Schwämme.

Eine Mutter schickte einst ihre kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu holen, die der Vater sehr gern ass. „Mutter,“ rief das Mädchen, als es zurück kam, „diesmal habe ich recht schöne Schwämme bekommen! Da sieh nur!“ sagte sie und öffnete das Körbchen, „sie sind alle so schön roth wie Scharlach und mit Perlen be-

setzt. Es gab wohl noch von jenen grauen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest. Sie waren mir aber zu schlecht, und ich liess sie stehen."

„O du einfältiges thörichtes Kind!" rief die erschrockene Mutter, „diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon isst, muss sterben. Jene grauen aber, die du verschmähtest, sind ungeachtet ihres schlechten Aussehens gerade die besten. — Und so, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in dieser Welt. Es gibt bescheidene Tugenden, die wenig Aufsehen machen, und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja die Sünde selbst sucht uns durch angenehmen Schein zu verführen; allein die Sünde, die uns Lust verspricht, ist süsses Gift: o trau' ihr nicht!"

92. Vermehrung und Verbreitung der Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raume, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Hand voll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht. Die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Daß eine einzige Pflanze, so lange sie lebt, tausend Samenkörner hervorbringen kann, ist zwar schon viel gesagt; aber es ist lange noch nicht das Höchste. Denn man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze vierzigtausend Körnlein gezählt, die sie in

einem Jahr zur Reife brachte. Man glaubt, daß eine Eiche fünfhundert Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiten Aesten und Zweigen nur fünfhundert Eicheln, so liefert sie doch fünfundzwanzig tausend, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschähe, und es geschähe dann bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von sechshundert fünfundzwanzig Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausendmal tausend sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom ersten Januar bis zum einunddreißigsten Dezember alle Tage tausend Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst dreihundert fünfundsechzig tausend Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst siebenhundert und dreißigtausend Striche, und erst am sechsundzwanzigsten September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte sechshundert fünfundzwanzig solcher Millionen; und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältniß in noch viel kürzerer Zeit, ohne der zahlreichen Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu wundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr aus Jahr ein ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele, liegen bliebe, und alle auf einander lägen, so könnte keiner gedeihen; und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat der Herr vor uns bedacht und nicht auf unsern Rath gewartet. Denn einige Körner fliegen, wenn sie reif sind, durch eine verborgene Kraft selbst weit aus einander; die meisten sind klein und leicht und werden

durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federchen besetzt, wie der Löwenzahn (Kettenblume); Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen: dann säet die Natur aus und ist mit Wohlthun beschäftiget, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen, schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn; und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Forst und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Weg zertreten oder von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grunde geht, Etliches auf trockenem Felsengrunde in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Ferner sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häkchen versehen; sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wohin gewiß kein Mensch den Kern getragen hat. Noch andere fallen von den überhängenden Zweigen in's Wasser, oder sie werden durch Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut

aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern: Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartenlande und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, das so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum Ersten ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art von mancherlei Natur und Bedürfnissen wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättiget Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum Andern hat der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost bedeckt und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühen und Sorgen!

93. Das Eisen.

Unter allen Metallen ist das Eisen das am wenigsten kostbare und doch werthvollste für das Menschengeschlecht im Ganzen. Wer achtet kleine Stückchen Eisen? Man wirft sie bei Seite, wie Sand oder Steinchen. Und doch wird aus diesem Metall,

welches aus der Erde kommt, das Nützlichste für die menschliche Gesellschaft bereitet.

Es würde übel um uns aussehen, wenn wir uns Hammer, Beil und Messer, gleich Robinson auf seiner Insel, aus Steinen machen müßten, welche weder die Härte des Stahls haben, noch sich in beliebige Gestalt schmieden, folglich auch schwer sich mit einem Stiele versehen lassen. Auch das Schleifen und Auswetzen der Scharten in den Steinen möchte uns sehr beschwerlich werden. Die eiserne Pflugschar und das Grabscheit ließe sich auch nicht gut durch hölzerne oder steinerne ersetzen, und ich weiß nicht, ob uns der Mangel des Drathes und der Nägel nicht noch schmerzlicher vorkäme. Und wenn die Nadeln und Scheeren den Weibern fehlten, wie dann? der Schneider gar nicht zu gedenken. Womit wollten wir Steine und Balken an einander klammern? Womit die Felgen der Räder und die Hufe der Pferde belegen? Ketten für die Gefangenen ließen sich wohl entbehren; aber ob auch für Kettenhunde, für die Ziehbrunnen, die Erntewägen? Hat man ja doch Brücken von eisernen Ketten. Unsere eisernen Oefen würden wir auch nicht gern mit thönernen vertauschen, und unsere eisernen Schlösser und Bänder nicht mit kupfernen; denn diese wären zu weich und zu theuer. Auch die kupfernen Schwerter der alten Gallier würden unseren Soldaten nicht gefallen, der Bajonette und Gewehre nicht zu erwähnen. Dies Alles und noch weit mehr spricht für den unschätzbaren Werth des Eisens.

94. Das Bergwerk.

Ich ging einmal zu dem Bergmanne und sagte: „Lieber Bergmann, ich möchte sehen, woher das Gold kommt.“ Da antwortete der Bergmann: „Liebes Kind, das Gold wird tief unter der Erde gegraben.“ Da sagte ich: „Lieber Bergmann, dann will ich auch einmal unter die Erde steigen, damit ich genau sehe, woher das Gold kommt.“ Der Bergmann aber war es nicht sogleich zufrieden; denn er sagte: „Unter der Erde in der Grube ist es dunkel, und es ist tiefer, als ein Brunnen. Wer da fällt, der kommt nimmer heraus.“ Ich aber hatte Muth und sprach: „Lieber Bergmann, ich fürchte mich nicht vor der Dunkelheit und vor der Tiefe und will mich festhalten, damit ich nicht hinunterfalle.“ Da sagte er: „Wenn es so ist, so will ich dich mitnehmen. Komme, ziehe hier einen Bergmannskittel an und binde dir eine Lederschürze hinten vor, so wie ich,

und nimm ein Lämpchen in die Hand und folge mir nach." Und nun ging es hinunter. Wir setzten uns in einen großen Eimer und hielten uns fest an der Kette. Der Eimer wurde hinunter geleiert, und es wurde immer dunkler; man sah die Sonne nicht mehr und von dem Himmel nur ein ganz kleines Stückchen. Endlich war der Eimer auf dem Boden, und wir stiegen heraus; allein wenn wir keine Lämpchen gehabt hätten, so hätten wir gar nichts gesehen. Jetzt sagte der Bergmann: „Wir sind durch den Schacht; nun müssen wir durch den Stollen gehen." Da gingen wir durch einen langen dunkeln Gang, welcher der Stollen heißt, und welcher so niedrig war, daß der Bergmann gebückt gehen mußte; ich aber konnte gerade gehen, weil ich noch klein war. Zuletzt kamen wir zu den andern Bergleuten; die hatten alle lederne Schürzen hinten und Bergmannskittel, wie wir auch, und dann hatten sie spitzige Hacken in der Hand; damit hieben sie in den Felsen und sprengten große Stücke von einem glänzenden Steine ab, den sie Erz nannten. Einer aber lud das Erz in einen Karren und führte es den Stollen hinaus bis unter den Schacht, wo wir hergekommen waren. Dort that es Einer in den Eimer, und die, welche oben standen, leierten es hinauf. Da fragte ich: „Wo ist denn das Gold?" „Ei," sagte der Bergmann, „das steckt in dem Erz, und wenn es in das große Feuer kommt, schmilzt es heraus." Nun wollte ich auch das große Feuer sehen; aber der Bergmann sagte, ich müsse Geduld haben; man könne nicht Alles auf einmal sehen, und ich solle nur hier recht Acht geben auf die Dinge in dem Bergwerk. Also betrachtete ich noch einmal die Bergleute in ihren dunkeln Stollen, wie jeder sein Lämpchen an die Mauer gehängt hatte, und wie sie fleißig Erz abklopften und in den Karren luden. Auf einmal läutete die Abendglocke; da legten sie ihr Werkzeug bei Seite und riefen: „Glück auf!" denn das heißt bei ihnen so viel, als guten Tag oder guten Abend. Hierauf gingen sie unten an den Schacht und ließen sich in dem Eimer hinaufleiern. Ich wurde auch hinaufgeleiert und freute mich, als ich wieder am Tageslicht und auf der Erde war, und dachte in meinem Sinn: „Nein, du willst doch kein Bergmann werden!"

95. Quell-, Stein- und Meersalz.

Die Salze unterscheiden sich von den übrigen Mineralien dadurch, daß sie salzig schmecken und daß sie sich im Wasser

auflösen. Das wichtigste unter allen Salzen ist das Kochsalz; es ist das Gewürz der Armen und Reichen, das weder der Fürst noch der Bettler ganz entbehren kann. Das Kochsalz wird entweder aus salzhaltigen Quellen, welche man daher Salzquellen oder Salzsoolen nennt, gewonnen und heißt dann Quellsalz, oder aus Salzsteinen, die aus der Erde kommen, und heißt dann Steinsalz, oder es wird aus dem Meerwasser gewonnen, und dann nennt man es Meersalz.

Ihr möchtet gewiß von der Zubereitung des Salzes Etwas hören. Ich will euch Einiges hierüber erzählen.

In der Nähe der Salzquellen sind gewöhnlich Salzsudwerke angelegt. Wenn die Quelle viele Salztheile enthält, so wird sie ohne weitere Vorbereitung in den Siedhäusern in großen eisernen Pfannen so lange gekocht, bis das meiste Wasser verdunstet ist und das Salz auf dem Boden zurückbleibt. Wenn aber die Quelle nicht so reich an Salz ist, so muß zur Ersparung der Feuerung die Soole erst von einem Theile des überflüssigen Wassers befreit werden. Dies geschieht in den Gradirhäusern. In denselben tröpfelt die Soole vorher durch hohe Dornwände herab. Durch das langsame Herabtröpfeln verdunstet ein Theil des Wassers an der Luft. Wenn dieses geschehen ist, so wird der übrige Theil desselben in den Siedhäusern so lange gekocht, bis das Salz allein auf dem Boden zurückbleibt. Dieses wird hierauf ganz getrocknet, in Kübel oder Butten verpackt und zum Verkauf und Verbrauch versendet.

Das Steinsalz findet sich in Bergwerken in großen Lagern, die in Stücken herausgeschafft werden. Zum Theil kommt es ganz rein schon aus der Erde und kann dann sogleich in Stücken verkauft werden. Zum Theil ist es aber mit erdigen und andern Stoffen vermengt. In diesem Falle muß es aufgelöst, von den fremden Bestandtheilen gereinigt und dann erst wieder gesotten und getrocknet werden.

Das Meersalz wird aus dem Meerwasser, welches sehr viele Salztheile enthält, gewonnen. Dieses Wasser leitet man in Gruben, die am Ufer des Meeres sind, und läßt an der Sonne und Luft einen Theil des Wassers verdunsten. Hierauf wird das Zurückgebliebene durch neues Auflösen und Verdunsten so gereinigt, daß es als Kochsalz gebraucht werden kann. — Das Salz ist eine große Wohlthat Gottes. Ohne dasselbe würde der größte Theil der Speisen nicht nur den angenehmen Geschmack verlieren, sondern gar manche würden ungenießbar und auch unserer

Gesundheit nachtheilig werden. Wie weise und gütig ist es von dem Herrn, daß er uns mit diesem so nothwendigen Gute so reichlich gesegnet hat!

96. Schwefel.

Die brennbaren Mineralien unterscheiden sich dadurch von den übrigen, dass sie im Feuer brennen und dabei einen starken Rauch und Geruch geben. Eines der bekanntesten ist der Schwefel. Er hat eine gelbgrüne Farbe und verbrennt mit einer blauen Flamme und einem erstickenden Geruch. Man findet ihn theils in der Erde schon rein und vollkommen bereitet, und dieser wird Jungfernschwefel genannt; theils findet man ihn in Erzen, aus welchen er erst durch Feuer geschmolzen werden muss, und dieser wird Rothschwefel genannt. Der Schwefel wird auf verschiedenerlei Weise verwendet. Häufig gebraucht man zum schnellen Anzünden in der Haushaltung dünne Hölzchen, die mit geschmolzenem Schwefel überzogen sind. In der Apotheke dient er als ein Arzneimittel, welches innerlich und äusserlich angewendet wird. Auch zum Schwefeln der Weine wird er gebraucht, um sie vor Säure zu bewahren. Zur Bereitung des Schiesspulvers ist er unentbehrlich. Man gebraucht hiezu ausser dem Schwefel noch Salpeter und Holzkohlen.

97. Kupfer.

Die Metalle zeichnen sich vor den übrigen Mineralien durch ihre Schwere und durch ihren eigenthümlichen Glanz aus. Im Feuer schmelzen sie. Zu denselben gehört auch das Kupfer. Es sieht röthlich aus, hat einen hellen Glanz und ist sehr dehnbar. Die Kupferschmiede verarbeiten es zu verschiedenen nöthigen Hausgeräthen, Kesseln, Pfannen u. dgl.; es werden auch Dächer mit demselben gedeckt und Münzen daraus geprägt. Durch Feuchtigkeit setzt sich der giftige Grünspan an das Kupfer; daher ist es gefährlich, in dergleichen Gefäßen zu kochen oder Flüssigkeiten darinnen aufzubewahren. Wenn das Kupfer mit Zinn vermischt wird, welches letztere ein weißes, weiches Metall ist, so erhält man eine Masse, aus welcher Kanonen und Mörser gemacht werden; auch die Glocken, die auf unseren Kirchthürmen sind und uns durch ihren feierlichen Ton zum Gottesdienste

einladen und zum Gebete auffordern, werden aus einer solchen Masse gegossen.

98. Das Glöcklein auf der Dorfkirche.

Glöcklein hell vom Thurme da,
Leutchen rufst du fern und nah,
Daß sie Morgens früh aufsteh'n,
Beten und zur Arbeit geh'n.

Wieder hör' ich, Glöcklein dich,
Wenn der Mittag zeiget sich,
Rufest du mit gutem Klang:
„Kommt, nehmt Gottes Speis' und Trank!"

Hat der Abend sich genaht,
Ist's zum Schaffen schon zu spat,
Rufest, liebes Glöcklein, du:
„Leget betend euch zur Ruh!"

Kommt ein Sonntag, kommt ein Fest,
Glöcklein, du dich hören läßt,
Sprichst mich an in Lust und Leid,
Zeigst mir meine Lebenszeit.

Muß ich von der Erden ab,
Gehst du mit mir bis in's Grab,
Weckst in jeder guten Brust
Trauer und doch Hoffnungslust.

Liebes süßes Glöcklein mein,
Immer will ich lauschen dein,
Daß dein letzter Abendschlag
Führe mich zum Himmelstag.

99. Der Schmelzofen.

Wo in der hohen Ofengluth
Die Eisenstufe schmilzt,
Da nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand.
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen. —
Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag;
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

B. Einiges aus der Naturlehre.

1. Von den Wolken, dem Regen und Hagel.

In den warmen Ofen hat die Köchin einen Topf voll Wasser gesetzt. Sie hat ihn vergessen, und er bleibt ein paar Stunden stehen. Und sieh! wie sie ihn herausnimmt, um Teller und Schüsseln aufzuwaschen, da ist er lange nicht mehr voll. Das ist doch wunderbar! Das Wasser hat sich nämlich in ganz kleine unsichtbare Theilchen aufgelöst; es ist verdunstet. Die Dünste schweben unsichtbar in der Küche umher und fliegen zum geöffneten Fenster hinaus in die Luft. Wenn ein Topf mit Wasser über dem Feuer kocht, dann könnt ihr die Dünste sehen. Sie wirbeln als Dampf in die Höhe. Wässerige Dünste athmet auch der Mensch aus. Haucht an das kalte Fenster, so wird die Scheibe feucht, und es zeigen sich zuletzt Wassertropfen an dem schwitzenden Fenster. Das kommt von den Dünsten, die ihr ausgeathmet habt. Auch wenn's draußen kalt ist, könnt ihr euren Hauch und eben so den Dampf der schwitzenden Pferde sehen. Alle diese Dünste steigen zum Wolkenhimmel hinauf. Wir sehen sie hoch oben. Es sind die Wolken. Sie werden von allen Pflanzen und Thieren fortwährend gespeist. Wer kein Langschläfer ist, kann am kühlen Morgen sehen, wie über den Gewässern Nebel lagert. Dieser entsteht aus den Dünsten, die von der Erde, den Pflanzen und aus dem Wasser aufsteigen. Zuweilen ist derselbe Morgens und Abends über die ganze Erde ausgebreitet. Nebel sind niedrig schwebende Wolken. Wolken sind hoch schwebende Nebel. Wenn droben in den Wolken die aufgestiegenen Dünste zu Tropfen zusammenfließen, dann regnet es. Manchmal gefrieren die Regentropfen in der Luft; dann fallen sie als Hagel oder Schlossen herab. Der Hagel, der unsere Felder bisweilen so entsetzlich verwüstet, oft in einem Augenblicke die ganze Hoffnung des Landmannes vernichtet, die Früchte von den Bäumen schlägt und kleinere Thiere tödtet, fällt gewöhnlich in Eiskörnern herab, die nicht größer sind, als Erbsen,

erreicht aber auch die Größe einer Haselnuß und eines Taubeneies; ja man hat schon Stücke gefunden, die noch größer als ein Hühnerei waren.

2. Die Farbe der Wolken.

Die Farbe der Wolken in ihrer Mannigfaltigkeit, ihren Abstufungen und Schattirungen läßt sich von keinem Maler nachahmen, so lange er seinen Pinsel nur in irdische Farben tauchen kann. An einem trüben Tage, der die durstige Erde mit einem wohlthätigen Regen tränkte, wölbt sich eine zusammenhängende blaßgraue Decke über den ganzen Horizont. An einem andern Tage schwimmen kleine weiße flockige Lämmerwolken im blauen Aether, die durch ihr Zusammengehen im Westen schon den kommenden Regen vorher verkündigen. Düster bleifarben und braun hängen oft an schwülen Tagen Gewitterwolken herab und drohen in Masse auf die Erde herunter zu stürzen, weil ihr Gewicht der Luft, die sie trägt, zu schwer wird. Bei Aufgang oder Untergang der Sonne — welch ein schönes Farbenspiel! Hier schweben rosenrothe, purpurrothe, violette; dort tiefer am Horizont liegen blaue Wolkengebirge mit glänzenden Rändern, und in höhern Luftregionen schimmern feuerfarbene Streifen. Die Farbe und der Glanz der Wolken hängt begreiflich ab von ihrem Stande gegen die Sonne und gegen das Auge des Beobachters, auch von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Dünste, aus denen sie bestehen. Im Allgemeinen sind Brechung und Zurückwerfung des Lichts der Grund davon.

3. Lied bei einem erquickenden Regen.

Von Neuem seh'n wir's offenbar,
Daß Gott uns nie vergißt,
Daß Gott zu jeder Stund' im Jahr
Der beste Vater ist.
Da gießt nach langem Sonnenbrand
Sein Regenguß auf's dürre Land.

Du lieber Gott, wie traurig sah's
In Gärten, Wies' und Feld!
Verdorrt war Korn, Gemüs' und Gras,
Das Laub von Hitz' entstellt;
Vor dickem Staub erkannte man
Nicht Wegewart noch Wandersmann.

Die welken Aehren neigten sich,
Und gelblich war ihr Grün;
Der zarte Flachs schwand sichtbarlich,
Erstickt vom Unkraut, hin.
Matt schlich das Vieh zur Weid' hinaus
Und kehrte matter noch nach Haus.

Des Futters und der Milch beraubt,
Weh klagte Kalb und Kuh.
Wir standen mit gesenktem Haupt
Und sah'n dem Jammer zu
Und seufzten auf: „Du lieber Gott,
Gib uns und unsern Kindern Brod!"

Doch allbarmherzig schauet er,
Der Vater, unsre Müh'n.
Am Himmel sah'n wir ferne her
Gewölk wie Schäfchen zieh'n;
Und näher zog im raschen Lauf
Das schwarzgedrängte Wetter auf.

Rings schwand, in Wolkennacht verhüllt,
Des Himmels lichtes Blau;
Und Regen rauschte, kühl und mild,
Auf Garten, Feld und Au.
Und Donner jauchzten durch die Nacht,
O Vater, deine Lieb' und Macht!

Wie frisch erhebt der Halm sein Haupt!
Wie blüht der Flachs so blau!
Wie steht der Baum so neu belaubt,
So glänzend grün die Au!
Und welch ein übersüßer Duft
Füllt rings umher die kühle Luft!

Das Alles, lieber guter Gott,
Hat deine Macht gethan!
Verschwunden ist des Wetters Noth,
Die wir mit Schrecken sah'n!
Drum laß uns immer dir vertrau'n
Und nie zu ängstlich vorwärts schau'n!

4. Das Wassertröpflein.

Tröpflein muss zur Erde fallen,
Muss das zarte Blümchen netzen,
Muss mit Quellen weiter wallen,
Muss das Fischlein auch ergötzen,
Muss im Bach die Mühle schlagen,
Muss im Strom die Schiffe tragen; —
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

5. Der Schnee.

„Es schneit, es schneit!“ rufen die Kinder entzückt und springen an das Fenster, wenn die Schneeflocken beim Eintritt des Winters zum ersten Male in den Lüften wirbeln. Diese sechseckigen Sternchen entstehen aus den wässerigen Dünsten, welche sich in der obern Luft wegen der Kälte nicht in Tropfen, sondern in Flocken vereinigen. Der erste Schnee stellt sich in unserer Gegend manchmal schon im Monate November ein, zerfließt aber gewöhnlich wieder und führt den Flüssen die nöthigen Wasservorräthe für den Winter zu. Fällt gegen Ende Dezember neuer Schnee, so verläßt uns dieser gewöhnlich erst im Februar. Hat die Schneedecke eine ziemliche Höhe erreicht, so haben die Lastwagen auf längere Zeit Ruhe. Der Schlitten vertritt ihre Stelle. Unternimmt man Spazierfahrten, so muß selbst die Kutsche dem Schlitten weichen. Am willkommensten ist der weiße Teppich der jubelnden Kinderschaar. Rothwangige Knaben ziehen den kleinen Handschlitten wiederholt den Berg hinauf, um dann pfeilschnell die Anhöhe hinabgleiten zu können, oder spannen sich selbst vor den Schlitten, um abwechselnd die Stelle des Pferdes oder des Kutschers zu vertreten. Braust der kalte Nord- oder Ostwind daher, so schützt die dicke Schneedecke die Wintersaaten, wie ein Pelz unsere Glieder. Wer sieht es dem kalten Schnee an, daß er auch ein gutes Heilmittel abgibt, ein Heilmittel, das Jedermann sogleich zubereitet in der großen Apotheke vorfindet und wofür kein Recept zu bezahlen ist! Hat Jemand die Zehen, die Finger, die Ohren oder die Nase erfroren, so reibe er diesen Theil sogleich mit Schnee, und das Uebel wird gehoben. — Wehen im Februar laue Südwinde, so erhält der weiße Schnee eine graue Farbe, fängt allmälig an zu schmelzen und füllt die Flüsse bis über ihre Ufer an. Das fluthende

Wasser strömt weit über die Ebenen dahin und läßt oft Spuren großer Verheerung zurück.

6. Schneemann.

Heut' soll ein Schneemann werden; kommt her, ihr Kinder all'!
Es macht nicht viel Beschwerden; kommt her und rollt den Ball!
Hei, wie der Ball sich ründet als wie ein Riesenrumpf!
Nun schafft mit mir; verbindet und meistert an dem Stumpf!
Erst muß er Beine haben und dann den vollen Bauch;
Die Schultern dann begaben wir mit zwei Armen auch.
Ein Kopf, wie einem Recken, wird ihm dann aufgesetzt,
Und in die Rechte stecken wir ihm ein Schwert zuletzt.
Vom Kopf bis zu den Sohlen wirst du gleich fertig sein.
Ich setz' nur ein Paar Kohlen dir noch als Augen ein.
Wer weiß, was jetzt noch fehle? Die Nase selbst sitzt dran.
Es fehlt ihm nur die Seele; dann wär's ein ganzer Mann.
Im Pelz, als wie ein Russe, halt' Wacht und steh' nun still,
Und ruf' uns schnell zum Flusse, wenn's Frühling werden will!

7. Die wunderbare Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen
Geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher;
Der reißt die Brücke eilig nieder;
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

8. Thau und Reif.

„Martha,“ sprach der kleine Franz, „sage mir doch, woher der Thau kommt!“

„Er fällt vom Himmel,“ antwortete Martha, ein altes Mütterchen. Franz kam zum Vater und fragte ihn, ob der Thau wirklich vom Himmel falle.

Der Vater lächelte. „Nein, mein Sohn,“ sagte er, „das ist ein Irrthum. Der Thau fällt nicht vom Himmel.

Er entsteht so: Die Erde und die Pflanzen dünsten aus; in der Nacht, wo es kühler ist, als am Tage, ziehen sich die Ausdünstungen in Tropfen zusammen, und dies nennt man dann Thau. Dass er nicht vom Himmel fällt, sollst du mit eigenen Augen sehen."

Der Vater nahm des Abends einen Topf und ging mit Franz in den Garten. „Sieh, Franz," sagte er, „dieses Gras hier ist jetzt trocken; ich decke den Topf darüber. Fällt nun in der folgenden Nacht ein Thau, so kann er durch den Topf nicht hindurch, und das Plätzchen unter dem Topfe bleibt trocken. Finden wir aber auch unter dem Topfe Thau, so ist das ein sicherer Beweis, dass der Thau nicht vom Himmel fällt."

Am andern Morgen wurde der Topf aufgehoben, und man fand Thau darunter.

Im Herbst gefriert oft der Thau, und dann nennt man ihn Reif.

9. Das Gewitter.

Vater. Welch ein Gewitter! Ist es doch, als krachte die Achse des Erdballs! Blitz und Schlag immer schneller auf einander! — Nun gilt es Vorsicht! Weg vom Ofen, ihr Kinder! Tretet in die Mitte des Zimmers! Oeffnet die Thüre! (Dem Gesinde zurufend.) Löscht das Feuer aus! Geschwind!

Kinder (sich an ihn anschmiegend). Ach Vater! Ach Vater! O, wie es rasselt und rollt! Alle Fenster zittern!

Vater. Zittert ihr nur nicht! Furcht vergrößert die Gefahr.

Mutter. Gott sei bei uns! — Ach, der Blitz hat gezündet! Gewiß! Gewiß! Seht, da laufen schon die Leute zusammen!

Kinder. Ach Gott! Feuer! Feuer!

Vater. Still doch! noch wissen wir ja nicht, ob der Strahl gezündet hat oder nicht. — Bleibt, ich laufe, um selbst zu sehen!

Kinder. O Vater! Vater! In dem schrecklichen Wetter willst du fort? Ach, du wirst erschlagen, und wir sterben vor Angst!

Mutter. Seid doch nicht gar so ängstlich, ihr Kinder! — Geh, geh, lieber Vater, und bringe uns bald gute Nachricht!

Vater. Gott gebe es! In wenigen Minuten bin ich wieder bei euch. Adieu!

Kinder. Der Vater kommt! Der Vater kommt schon wieder!

Mutter. Ach, was für Nachrichten wird er bringen!

Vater (im Hereintreten). Gott sei Lob und Dank! Das Glück war größer, als das Unglück. Der Strahl hat nicht gezündet; kein Mensch ist verunglückt; das Wetter entfernt sich, und die Gefahr ist vorbei.

Laß frei das Herz von Sorgen sein,
Wenn uns ein Wetter droht!
Weg, bange Furcht! wir sind ja dein;
Du bist die Lieb', o Gott!

10. Lied beim Gewitter.

Der schwüle Himmel dunkelt sich,
Ein schwarzes Wetter dräu't;
Ich bebe nicht; ich freue mich,
Gott, deiner Herrlichkeit.

Im Donner, Vater, zürnst du nicht,
Bleibst unser Schutz und Gott,
Auch wenn dein Blitz aus Wolken bricht
Und uns zu tödten droht.

Dem Bösen nur, der dich nicht kennt,
Bist du dann fürchterlich;
Dem aber, der dich Vater nennt,
Zeigst du als Vater dich.

Du reinigst durch den Blitz die Luft,
Dein Regen kühlt die Saat;
Ein frischer balsamvoller Duft
Stärkt, was geschmachtet hat.

Streck' deine Arme nach uns aus;
Bewahre unser Feld
Und unsre Brüder, unser Haus!
Du bist ja Herr der Welt.

Laß frei das Herz von Aengsten sein,
Wenn uns dein Wetter droht;
Weg, bange Furcht, wir sind ja dein;
Du bist die Lieb', o Gott!

11. Das Irrlicht.

Knabe. Vater, sieh, im grünen Rohr
Hüpft ein Flämmchen dort empor
Dorthin, wo die Weiden hangen,
Will ich geh'n, es einzufangen.

Vater. Bleibe, Kind, an meiner Hand!
Sumpf ist dort, nicht festes Land.
Und ein Irrlicht ist die Flamme,
Die dort tanzt am Weidenstamme.

Fränzchen, trotz dem Warnungswort,
Sprang zur sumpf'gen Wiese fort,
Fiel hinein bis an das Ohr
In den bösen, gift'gen Moor.
Frosch und Kröte lachten laut,
Riefen: „Kinder, kommt und schaut!
Seht, wie's heut' und immer geht,
Wenn man guten Rath verschmäht!"

12. Die bunte Brücke.

Es ist die wunderschönste Brück',
Darüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Dass über ihr die Wasser hangen,
Und unter ihr die Leute geh'n
Ganz trocken, und sie froh anseh'n,
Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
Die Vögel sie durchfliegen kühn,
Dass sie im Sturme stehet fest
Und keinen Zoll sich zahlen lässt.

13. Der Regentropfen.

Ein Frühlingsregen überfiel
Drei Knaben einst bei einem Spiel
Auf bunter Au im Buchenhain;
Sie flüchteten in Wald hinein.

Da kaum die Sonn' aus Wolken bricht,
Glänzt Etwas wie ein brennend Licht,
Hell schimmernd aus des Waldes Nacht
In wunderbarer Farbenpracht.

„Ei, welch ein wunderbarer Schein!“
Rief Carl, „da seht einmal hinein!
Schau', Fritz, dorthin, im Busche, schau':
O, welch ein unvergleichlich Blau!“

„Ich seh',“ sprach Fritz, „das Licht wohl auch
Dort in dem wilden Rosenstrauch;
Doch ist's, so wahr ich ehrlich bin,
Ein herrlich schönes goldnes Grün.“

„Was, Grün? was, Blau?“ fing Gustchen an,
Wie man sich doch betrügen kann!
Roth wie Rubin, seht ihr's denn nicht?
Ganz blutroth strahlt das Wunderlicht.“

Sie traten hin. Der Schimmer war
Ein Regentropfen, hell und klar,
In einem einzeln Sonnenstrahl,
Der sich in's tiefe Dunkel stahl.

In buntverschied'nem Glanze seh'n
Die Wahrheit wir, nachdem wir steh'n;
Ist sie einst näher uns gerückt,
Wird sie im reinen Licht erblickt.

14. Der Soldat und die Sternschnuppe.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn eine Sternschnuppe fällt; aber was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf und hält auf die Minute ein; denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache mußte die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte; bald betrachtete er zur Abwechselung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie es wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus.

Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?“ denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lange!“ Endlich schoß ein Stern, wie man es nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und in Staunen. „Ei,“ sagte er, „der kann's!“ Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. „Der hat sein Theil,“ sagte er, „der kommt nimmer!“ — Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen; sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden.

15. Der feurige Drache.

In einem Dorfe wohnte ein Mann mit Namen Andreas, der zwar nur einige Aecker und Kühe hatte, aber mit Frau und Kindern so fleißig war und seine Wirthschaft so ordentlich besorgte, daß es mit ihm weit besser stand, als mit andern Einwohnern, die mehr hatten, aber übel wirthschafteten. Die thätige Hausfrau hielt besonders das Vieh und die Ställe so reinlich, daß die Kühe sehr gut aussahen und viel Milch gaben. Hans, sein Nachbar, behauptete ganz dreist; die Leute hätten den Drachen. Der Pfarrer hörte dies und ließ Hansen kommen. „Hört, sprach er, Ihr habt Recht; Euer Nachbar hat den Drachen und zwar mehr, als einen Drachen; sie heißen: der Fleiß, die Ordnung, die Sparsamkeit.“ Hans antwortete: „Ihr Wort in Ehren; aber was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Es fuhr neulich eine feurige Gestalt aus der Luft gerade auf meines Nachbars Haus zu.“ Der Pfarrer sprach: „Dergleichen Gestalten könnt Ihr, besonders in warmen, heitern und stillen Nächten, oft sehen. Sie sind nichts anders, als brennbare Dünste, die mit der größten Geschwindigkeit durch die Luft fliegen, auch wohl zuweilen in einen Schornstein hineinfahren und dann wieder verlöschen. Unwissende und abergläubige Leute nennen eine solche feurige Gestalt den Drachen und glauben, daß er der Teufel wäre, der Menschen, die mit ihm in Bündniß stünden, Geld, Butter, Eier und dergleichen brächte. Die Bibel sagt davon nirgends Etwas, wohl aber sagt sie: Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sei des Herrn Wille.“ — Hans schüttelte den Kopf; denn er mochte seinen Irrthum nicht gern aufgeben.

16. Das junge Stürmchen.

Herr Sturm hat auch ein luftig Kind,
Das kann schon wacker laufen.
Das junge Stürmchen that man Wind
Vor langer Zeit schon taufen.

Jung Stürmchen ist ein starker Knab',
Bausbackig sonder gleichen,
Springt lustig immer auf und ab,
Mag gar auf Berge steigen.

Da geht ihm denn der Athem aus;
Da muss es schnaufen, blasen. —
Ihr hört's ja selbst in eurem Haus,
Wie's schnauft in allen Strassen.

Der Wind ist gar ein wilder Fant,
Kann nichts in Frieden lassen;
Und kômmt er auf und ab gerannt,
Da muss er immer spassen.

Dem springt er auf den Buckel dort,
Reisst ihm den Hut herunter
Und dreht ihn flink und rollt ihn fort
Und pfeift dazu ganz munter.

Und wenn der Mann mit grosser Hast
Dem Hute nach will laufen,
Gar schnell er ihn am Rocke fasst,
Als wollt' er ihn zerraufen.

Dem fährt er lustig in den Schopf,
Frisirt mit blossen Händen;
Bald rupft er hier, bald da den Tropf;
Da hilft kein Dreh'n und Wenden.

Dann packt er gar, der schlimme Wicht,
Voll Sand die beiden Hände,
Wirft ihn den Leuten in's Gesicht
Und läuft davon behende.

Bald springt er hin, der wilde Knab',
Reisst ohne viel Beschwerde
Die weisse Wäsch' vom Seil herab
Und wirft sie auf die Erde.

Jung Stürmchen treibt es gar nicht fein,
Möcht' immer lustig spassen;
Darum, wer nicht geneckt will sein,
Der bleibe von den Gassen.

17. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhall. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!" Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!" Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?" Die Stimme rief auch: „Wer bist du?" Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!" und — „dummer Junge!" hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Dieses Mal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Wiederhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen."

So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen gegen sie. Begegnen wir den Leuten freundlich, so begegnen sie uns auch freundlich. Sind wir aber gegen sie unfreundlich, rauh und grob, so dürfen wir von ihnen nichts Besseres erwarten.

Wie du hineinrufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

C. Briefe.

1.

Aura, den 3. April 18 . .

Mein lieber Adalbert!

Ich habe gestern vergessen, Dir zu sagen, daß morgen unsere Bienen geschnitten werden, und daß ich Dich bitten wollte, zu mir zu kommen und solches mit anzusehen. Du weißt doch, was es heißt, die Bienen schneiden? Den Bienen selbst wird nichts gethan; man schneidet nur den Honig heraus, den sie im vorigen Jahr gesammelt und in ihren wächsernen Zellen aufbewahrt haben, damit sie ihre süße Arbeit von Neuem anfangen können. Ich weiß gewiß, Du hast es noch nie gesehen. O, wie wirst Du Dich über die artigen Wohnungen und Vorrathshäuser wundern, die diese kleinen fliegenden Thierchen selbst machen und mit einer so süßen Speise anfüllen! Komme, lieber Adalbert, wir wollen dieser Arbeit von fern zusehen, Honig essen und dabei vergnügt sein! Es erwartet Dich

Dein

Paulus.

2.

Rüdenhausen, den 1. Mai . .

Theurer Freund!

Schon vor einem halben Jahr hast Du mir einen Besuch versprochen. Du kannst keine angenehmere Zeit hiezu auswählen, als diese schönen Frühlingstage, und ich denke, es soll Dir nicht wenig Vergnügen machen, wenn Du unser Dörfchen ganz in einem blühenden Obstbaumwalde versteckt findest. So etwas siehst du in eurer düstern Stadt nicht; denn die Bäume, die Eure Spaziergänge beschatten, sind wohl hübsch; aber sie bringen weder Blüthen noch Früchte. Die Sonne beleuchtet schon am frühesten Morgen unser freundliches Dörfchen, während

sie erst am hohen Mittag auf ein paar Stunden in Eure engen Gassen hineinblickt. Von den schönen Aussichten, die man auf unsern Bergen genießt, will ich lieber gar nichts sagen, da ich doch nicht im Stande bin, sie Dir zu beschreiben. Kurz ich bin zum Voraus überzeugt, daß Dir der Genuß unserer ländlichen Natur viele Freuden gewähren werde; deshalb komme recht bald zu

Deinem

Freunde Heinrich.

3.

Forst, den 2. Oktober 18 . .

Freund Martin!

Aufgepaßt und die Ohren gespitzt! Morgen nimmt die Weinlese bei uns ihren Anfang. Wenn Du auf dieselbe kommen willst, so säume nicht und mache Dich früh auf den Weg.

Die Trauben sind in diesem Jahr besonders schön und zu ihrer höchsten Reife gelangt, daher zuckersüß. Du darfst Dir selbst abschneiden und essen, so viel Du willst. Wir wollen dabei recht vergnügt sein. Versäume dieses Vergnügen ja nicht!

Es grüßt Dich herzlich

Dein

Rudolph Gabler.

4.

Aufsess, den 12. Dezember 18 . .

Lieber Wilhelm!

Endlich merkt man doch einmal, dass es Winter ist! Wie lange habe ich schon auf Schnee gehofft, aber immer vergebens. Desto angenehmer war ich heute früh durch den Anblick der weissen Wege und der Dächer überrascht und nahm mir auch sogleich fest vor, dies tüchtig zu benutzen. — Es ist um so rathsamer, bald den Schlitten hervorzunehmen, da es gar nicht recht kalt ist und daher frühe genug wieder Thauwetter eintreten wird. Ich lade Dich demnach ein, lieber Vetter, morgen mit Deinem Schlitten an den Berg vor dem Dorfe zu kommen, wo Du mich und noch einige andere Knaben treffen wirst. Wir wollen dann den freien Nachmittag in frischer Luft geniessen und wacker die Hügel hinabgleiten. Komme aber nicht zu spät! Punkt ein Uhr wirst Du uns Alle versam-

melt finden, und ich hoffe, dass Du nicht lange warten lässest

Deinen

Vetter Ernst.

5.

Perlach, den 18. Juni 18 . .

Lieber Kaspar!

Mit Freuden theile ich Dir mit, daß das Kirschbäumchen, welches wir im Frühling mit einander veredelten, schön wächst. Zwei Knospen haben getrieben und entwickeln bereits Blätter. Die Ameisen schienen Anfangs meine Freude zerstören zu wollen. Jetzt gehe ich täglich hin, das Bäumchen von diesem Ungeziefer zu reinigen. Unten am Stamme habe ich auch ein breites Band von Kalk darum geweißt. Das sollen sie sehr scheuen. Ist Dein veredeltes Bäumchen auch eingeschlagen? Es hofft dieses

Dein

Gottlieb.

6.

Staufen, den 13. Mai 18 . .

Geliebte Philippine!

Meine gute Mutter hat mir gestern eine sehr große Freude gemacht. Du weißt doch, daß ich mir schon lange ein so schönes Tragkörbchen wünschte, wie Du eines hast. Gestern nun kaufte mir meine liebe Mutter ein solches von einem Korbflechter aus Michelau, welcher seine Waaren hier feilbot. Wie vergnügt ich darüber bin, das kannst Du gar nicht glauben, zumal, da mir die Freude ganz unverhofft kam; denn meine Mutter sagte mir immer, erst wenn ich größer wäre, solle ich ein solches Körbchen bekommen. Ich habe aber auch versprochen, einen fleißigen Gebrauch davon zu machen. Und daß ich dieses Versprechen halten werde, das versichert Dir

Deine

erfreute Susanna.

7.

Dettenheim, den 24. März 18 . .

Liebe Sabine!

Denke Dir die Freude! Heute hat mir mein lieber Vater ein junges schneeweißes Lämmchen gekauft. Du kannst Dir gar

nicht vorstellen, was für ein liebes, sanftes Thierchen das ist. Es ist schon so zutraulich gegen mich, daß es mir überall hin nachläuft und das Futter aus meiner Hand nimmt. Komme doch, so bald Du kannst, herüber zu mir und sieh das muntere Ding. Ich habe ihm ein rothes Halsband mit einem Glöckchen zurecht gemacht und umgethan, was es noch ganz besonders ziert. Vorläufig lasse ich es nicht mit der Heerde gehen, sondern im Hofe und dessen Umgebung herumlaufen. Besonders freue ich mich auf seine schöne, feine Wolle, aus welcher ich mir nette Strümpfchen zu stricken gedenke.

Herzlich grüßt Dich

Deine

treue Christine.

8.

Heubach, den 17. September 18 . .

Mein lieber Kunz!

Unserem Schulkameraden Peter ist gestern ein grosses Unglück begegnet, an welchem er freilich selbst schuld ist. Er kletterte nämlich auf die grosse Linde vor dem Dorfe und wagte sich dreist auf die schwächsten Aeste hinaus. Auf einmal brach ein Ast. Peter stürzte aus einer ziemlichen Höhe herab und hob fürchterlich zu schreien an. Er konnte nicht mehr aufstehen. Man musste ihn nach Hause tragen, und da fand sich's, dass er den rechten Fuss gebrochen hatte. Er muss nun grosse Schmerzen ausstehen und hat jetzt Zeit genug, über seinen Leichtsinn nachzudenken. Es würde ihm zum Glücke gereichen, wenn er dadurch besonnener und vorsichtiger würde. Auch wir wollen uns diesen Unglücksfall zur Warnung dienen lassen und uns nicht muthwilliger und verwegener Weise in Gefahr begeben. Gewiss theilst du den Vorsatz

Deines

Freundes Albert.

9.

Gnadenberg, den 20. Juni 18 . .

Liebe Emma!

Du weißt schon, daß ich ein Gärtchen habe, in welches ich alle Jahre schöne Blumengewächse pflanze. Unter allen, die mir während dieses Sommers Freude machten, war mir aber

kein Pflänzchen so lieb, als ein einfaches Erdbeersträuchlein. Höre, warum gerade dieses Deiner Marie so viele Freude brachte.

Ich ging in den ersten Tagen des April mit meiner Mutter spazieren. Es hatte die Woche vorher stark geregnet und dazwischen recht arg gestürmt. Als wir nun am Fuße eines Felsens vorbei gingen, erblickte ich ein zartes Erdbeersträuchlein, welches schon von der warmen Märzsonne hervorgelockt war. Aber die Regengüsse und Stürme hatten es aus der Erde gerissen, so daß es nur noch mit wenigen Würzelchen fest hing. Das arme Pflänzchen dauerte mich; ich machte es vollends los und nahm es mit nach Hause in mein Gärtchen. Hier suchte ich ihm ein sonniges, aber doch auch kühles Plätzchen aus, grub eine Vertiefung und pflanzte mein armes Waislein hinein. Ich versäumte nicht, es fleißig zu begießen, und sieh da, schon im Mai bekam es sieben schöne, weiße Blüthen, welche gleich Sternen glänzten. Meine Freude aber wurde noch vermehrt, als es endlich sogar sieben Beeren trug, welche sich täglich mehr rötheten und jetzt wie Rubinen glänzen. Ist es nicht, als ob das Pflänzchen mir für meine Sorgfalt dankbar sein wollte? —

Willst Du es selbst sehen und meine Freude theilen, so besuche nur bald

Deine

Marie.

10.

Reuth, den 16. Juni 18 . .

Bester Jakob!

Da Du schon einige Tage nicht zur Schule kamst, so muß ich Dir mittheilen, was sich gestern in derselben zugetragen hat. Kaspars Michel hat nämlich in vollem Ernste einem Kameraden gesagt, daß die schönste Kuh in seines Vaters Stall verhext worden sei und er deshalb nach der Schule zu einem klugen Manne gehen müsse, der die Hexerei vertreiben könne. Darüber mußte Steffens Christoph so laut lachen, daß er Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Als der Herr Lehrer nach der Ursache des Gelächters gefragt und diese erfahren hatte, sagte er: „Nur dumme Leute können solches glauben und werden betrogen. Es gibt freilich böse Menschen; aber Hexen gibt es nicht. Wenn manchmal Hausthiere in einen außergewöhnlichen Zustand gerathen, so geht es dabei ganz natürlich zu, und es ist meistens eine Folge von vernachlässigter oder falscher Pflege, von schäd-

lichem Futter, von zu großer Anstrengung, Mißhandlung, Witterungseinflüssen und andern ähnlichen Ursachen.“

Dieser Ansicht stimmt vollkommen bei

Dein Schulkamerad

Gottfried Kleemann.

11.

Münchweiler, den 16. August 18 . .

Liebe Regine!

Vor einigen Tagen hat unserem Wohnorte ein großes Unglück gedroht. Die Leute einer Familie begaben sich Nachmittags auf ein entferntes Feld, um Gerste zu schneiden, und da das Wetter gerade nicht angenehm war, mußten die drei kleinen Kinder allein zu Hause bleiben. Diese unterhielten sich im Hofe mit verschiedenen Spielen und kamen endlich auf den Einfall, in der Nähe einer Schupfe ein Feuer anzumachen. Sie legten ziemlich viel Holz und auch Stroh hinzu, so daß das Feuer hell aufloderte, und bald nahe gelegene Gegenstände in Brand geriethen. Zum Glück sah es ein vorübergehender Mann aus dem Dorfe, welcher hinzueilte und das Feuer mit genauer Noth löschte. Man sieht hieraus, wie gefährlich es ist, Kinder ohne Aufsicht zu lassen. Gott sei Dank, der es so lenkte, daß das Unglück, welches hier hätte entstehen können, noch zur rechten Zeit abgewendet wurde.

Deine

Dorothea.

12.

Waldmoor, den 20. August 18 . .

Liebe Dorothea!

Man sollte allerdings kleine Kinder niemals ohne Aufsicht lassen, weil dadurch schon manches Unglück entstanden ist. Selbst grössere Kinder sind oft unbedachtsam genug, Etwas anzufangen, das manchmal die schlimmsten Folgen haben kann. So haben kürzlich hier einige Knaben in einem Walde ein Feuer angeschürt. Durch die vorhergegangene Trockenheit war das Gras sehr dürr geworden. Dasselbe entzündete sich und das Feuer verbreitete sich dadurch nach allen Seiten hin. In kurzer Zeit stand ein grosser Theil des Waldes in Flammen. Die Knaben liefen davon, und obgleich eine grosse Menge

Menschen herbeieilte, so war doch an ein Löschen des Feuers nicht zu denken; nur der Bach, der mitten durch den Wald fliesst, konnte demselben ein Ziel setzen. Bis an den Bach blieb auch nicht ein Baum verschont. Der Schaden ist beträchtlich. Die muthwilligen Knaben wurden von der Obrigkeit eingezogen und sitzen nun im Gefängniss, um die verdiente Strafe zu erwarten. Möge Gott ferner ähnliches Unglück verhüten! Darum betet oft zu ihm

Deine

Regine.

13.

Schönbrunn, den 23. Juni 18 . .

Geliebte Schwester!

Mit sehr betrübtem Herzen zeige ich Dir an, daß unser Dorf und dessen ganze Umgegend ein schweres Unglück getroffen hat. Ein Hagelwetter hat am 20. d. M. beinahe unsere ganze Ernte vernichtet und an unsern herrlichen Obstbäumen schreckliche Verheerungen angerichtet. Um 2 Uhr Nachmittags zogen graue dichte Wolken von Westen her. Bald fing es an, heftig zu blitzen und zu donnern, worauf ein starker Regen folgte, der sich in wenigen Minuten in den furchtbarsten Hagel verwandelte. Ein gewaltiger Sturmwind schlug die Schlossen, welche meistentheils in der Größe von Taubeneiern fielen, in schräger Richtung nieder. Die prächtigen Kornfelder liegen da wie zusammengedroschen; von den Bäumen sind Laub und Früchte abgeschlagen, und die Zweige und Schossen liegen zerfetzt am Boden. Den Jammer der Leute kann ich Dir nicht beschreiben. Je genauer man untersuchte, desto mehr Verwüstung entdeckte man. Hanf, Flachs, Kraut, kurz Alles ist so beschädigt, daß man nichts mehr davon wird gebrauchen können. Ach, es ist gar zu hart! In den ersten Tagen nach dem Unglück wußte ich mich nicht zu fassen, und noch habe ich fast zu keiner Arbeit mehr Muth. Doch was nützt es, sich so abzuhärmen? Besser ist es, im Vertrauen auf Gott hie und da Versuche zu machen, ob man nicht wenigstens einigen Ersatz für das Verlorne gewinnen kann. Stehe mir mit Deinem Rathe bei; Du hast ja selbst auch ähnliche traurige Erfahrungen gemacht! Möge uns

Gott in Zukunft davor bewahren! Indem ich mit Verlangen Deiner Antwort entgegen sehe, bin ich

Deine

betrübte Schwester

Helene.

14.

Autenried, den 8. September 18 . .

Bester Christoph!

Kürzlich las ich in einem lehrreichen Buche eine Erzählung, die ich Dir jetzt mittheilen will. Der brave Moritz trieb oft des Vaters Kühe und Schafe hinaus auf die blumigen Triften. Besonders gern that er dies im Frühling, da alle Bäume und Sträucher lustig frische Zweige trieben. Dann lagerte er sich an einem sonnigen Hügel, schaute umher, bewunderte den Kunsttrieb der Vögel im Aufsuchen von Strohhälmchen und Flocken Wolle zum Bau ihrer Nester, und vertrieb sich die Zeit mit Beobachtung seiner Heerde. Da kam einst Friedrich, ein Schulkamerad, herbei und sagte: „Komme, Moritz, wir wollen uns ein Stündchen im nahen Walde vergnügen; deine Heerde bedarf keines so aufmerksamen Hüters.“ Moritz aber zeigte dem Freunde mit triftigen Gründen, daß er seine Kühe und Schafe nicht verlassen dürfe. Sie könnten als Thiere, die nur ihren Naturtrieben folgen, bald gegen das Triftrecht sündigen und den Aeckern der Nachbarn Schaden zufügen. Diese würden seine Eltern verklagen und sie in Strafe bringen. Zudem fehle es ihm auch hier nicht an Zeitvertreib. Friedrich sagte: „Du hast Recht, bleibe nur; ich will sehen, ob ich einen andern Kameraden finde.“

Noch oft trieb der kleine Hirte seine Heerde aus und zeigte sich immer so eifrig und pflichttreu.

Sollten wir uns von ihm beschämen lassen? Mit „nein!“ wirst Du gewiß beistimmen

Deinem

Dich liebenden Freund

Andreas.

15.

Hohenfels, den 26. Januar 18 . .

Liebster Karl!

Dieses Mal habe ich Dir eine besonders lustige Geschichte mitzutheilen, die Dich gewiß recht sehr ergötzen wird. Höre nur!

Ein einfältiger Knabe, den man spottweise nur den pfiffigen Michel nannte, wurde von seiner Mutter in den Kaufladen geschickt, um Pfeffer und Ingwer zu holen. Er erhielt dazu das Geld und einen Teller, und die Mutter schärfte es ihm besonders ein, die Gewürze nicht unter einander zu bringen. „Das weiß ich schon zu machen," dachte der pfiffige Michel und lief fort. Der Kaufmann wog ihm den Pfeffer und schüttete ihn auf den Teller; er wog auch den Ingwer und wollte ihn neben den Pfeffer schütten; aber — „halt!" rief Michel, „die Sachen kommen mir sonst unter einander." Er drehte daher den Teller schnell um und ließ sich den Ingwer auf die andere Seite des Tellers geben. Er lief hierauf vergnügt nach Hause und zeigte der Mutter den Ingwer. „Wo hast du denn aber den Pfeffer?" fragte sie. „Hier, Mütterchen," sagte Michel, indem er den Teller wieder umwendete und also auch den Ingwer auf den Boden streute, wobei er nicht wenig erstaunte, daß von dem Pfeffer nichts mehr zu sehen war.

War das nicht ein pfiffiger Michel? — Dafür darfst Du wohl auch wieder etwas Schönes erzählen

Deinem

Hermann.

16.

Ottobeuern, den 1. Januar 18 . .

Theuerste, geliebteste Eltern!

Welch ein freudiges Leben ist mit diesem Morgen des Jahres erwacht! An allen Orten und Enden hört man fröhliche Grüsse und Wünsche aussprechen. Auch ich habe der Wünsche so viel; aber alle gelten allein Ihnen, meine guten Eltern. Könnte ich es Ihnen doch recht sagen, wie mein Herz Ihnen dankt; wie es wünscht, Ihre Güte und Liebe vergelten zu können! Gott wolle thun, was ich nicht kann! Er wolle Sie segnen mit langem Leben, mit Gesundheit und Allem, was Sie wahrhaft erfreuen, wahrhaft beglücken kann! Mir aber gebe er ein recht gehorsames Herz, damit ich in der That werde

Ihre

gehorsame Tochter

Magdalena.

17.

Grünau, den 6. April 18 . .

Gute Katharina!

Im Laufe dieser Woche haben wir unsern Gemüsegarten wieder hergerichtet. Wie schon immer, so wurden auch dieses Mal die Rabatten für Blumen, Stachelbeer- und Johannisbeersträucher bestimmt. Nun fehlt uns aber von diesen Gartengewächsen gerade das Schönste, nämlich die Rosen. Da ich weiß, daß Du Rosenstöcke von den hübschesten Sorten im Ueberfluß hast, so bitte ich Dich, mir einige davon zukommen zu lassen. Solltest Du vielleicht dagegen gute Stachelbeeren oder ausgesuchte Frühlingsblumen wünschen, so wird Dir mit Freuden damit dienen

Deine

dienstwillige Rosine.

18.

Karlskron, den 12. Mai 18 . .

Lieber Simon!

Gestern, als Du nicht zu Hause warst, habe ich Deine jungen Hündchen gesehen. Es sind wirklich sehr schöne Thierchen. Das weiße mit braunen Ohren hat mir besonders wohl gefallen; aber auch die übrigen sind hübsch. Du wirst wohl nicht alle drei Hündchen behalten wollen und könntest mir eine große Freude machen, wenn Du mir eins davon schenken würdest, zumal, da sie von einer guten Raçe sind und sich jedenfalls zu wachsamen Hofhunden eignen werden. Auch meinem Vater wäre ein solches Geschenk erwünscht, da unser alter Murrer fast ganz untauglich geworden ist. Gewährest Du meine Bitte, so wirst Du mich nächsten Dienstag bei Dir sehen, um ein Hündchen in Empfang zu nehmen.

Dein

Freund Lorenz.

19.

Ramstein, den 30. Juni 18 . .

Werther Freund!

Schon oft habe ich meinen Vater gebeten, Bienen zu kaufen, da ich bei unserem Nachbar beobachtet habe, wie nützlich diese Thiere bei sorgfältiger Pflege sind, und wie glücklich man

in manchem Jahr damit werden kann. Er hat mir nun endlich versprochen, mir und meinen zwei Schwestern drei Bienenstöcke zu kaufen. In unserem Wohnorte sind gegenwärtig keine Bienen feil. Mein Vater weiß aber, daß man in Jettenbach viel Bienen hat und dort gewiß auch solche zu kaufen bekommt. Habe nun die Gefälligkeit, nachzufragen, ob dies der Fall ist, und wie viel ungefähr für einen guten Stock verlangt wird. Gib sodann baldigst Nachricht hierüber. Sind die Preise mäßig, so wird mein Vater nächstens nach Jettenbach kommen, um drei Bienenstöcke zu kaufen, wobei ihn begleiten darf

Dein
aufrichtiger Freund
Max Steger.

20.

Eggenhausen, den 4. September 18 . .

Guter Gustav!

Gestern wurden bei uns von dem grossen Birnbaume neben der Scheune die Birnen abgenommen. Ich hatte Dich dazu eingeladen, allein Du kamst leider nicht. Wie ich nun aber weiss, so issest Du diese Art Birnen sehr gern, und deshalb schicke ich Dir hiermit eine Schachtel voll. Lass Dir dieselben recht gut schmecken, und wenn ich Dich bitten darf, iss sie auf meine Gesundheit! Zwar hätte ich Dir die Birnen gern selbst überbracht; allein der Arbeiten sind jetzt bei uns so mancherlei, und darum konnte ich nicht selbst zu Dir kommen. — Mit der innigsten Freundschaft bin und bleibe ich stets

Dein
Matthäus.

21.

Osterhofen, den 27. Dezember 18 . .

Theurer Großvater!

Wie viel habe ich Ihnen schon zu danken! Wie sehr haben Sie immer Ihren kleinen Konrad geliebt, wie oft schon ihm Freude gemacht! — Immer brachten Sie mir bei Ihren Besuchen Etwas mit; gerne erzählten Sie mir Geschichten und wiegten mich dabei auf Ihrem Schooße.

Wie schön hat sich nicht auch jetzt am Weihnachtsfeste Ihre Liebe gezeigt; wie reichlich haben Sie Ihren Enkel auch da wie-

der bedacht! Ich weiß gar nicht, womit ich es verdient habe, daß Sie mich so überreichlich beschenkten. Ach, wie glücklich machen mich die schönen Schlittschuhe, der kostbare blaue Mantel, die warmen Pelzhandschuhe und vor Allem die prachtvollen Bilderbücher! Nun mag der Winter kommen, wie er nur will, ich bin gegen Kälte und Langeweile durch Ihre Güte hinlänglich gesichert.

Tausend Dank, guter Großvater, für all die schönen Sachen! Sie sollen aber auch sehen, wie sehr ich Ihre Gaben schonen werde. Gewiß sollen noch in zwei Jahren besonders die Bücher eben so reinlich und sauber sein, als jetzt. Daß ich fleißig darin lesen und lernen werde, versteht sich von selbst, und sobald Sie uns einmal wieder besuchen, werde ich Sie bitten, mich daraus zu examiniren.

Behalten Sie mich nur fernerhin recht lieb! Das ist das Beste, was ich mir wünschen kann, und ist mir noch tausendmal lieber, als die schönen Geschenke. Ich bin noch zu klein und unbedeutend, als daß ich Ihre Zuneigung vergelten könnte, und bitte nur, daß Sie meine Liebe als das Einzige, was ich geben kann, annehmen wollen von

Ihrem

dankbaren Enkel

Konrad.

22.

Ascha, den 26. August 18 . .

Lieber Vetter!

Als ich vor einiger Zeit bei Dir war, versprachst Du, uns für die diesjährige Wintersaat zwei Metzen von Deinem schönen Staudenroggen abzutreten. Da wir demnächst säen wollen, so mache ich von Deinem freundlichen Anerbieten Gebrauch und bitte Dich, Dein Versprechen zu erfüllen. Der Ueberbringer dieses Briefes, Fuhrmann Kraft von Eggenfelden, fährt am nächsten Donnerstag wieder hieher zurück. Mit dieser Gelegenheit könntest Du uns den Saatroggen gütigst überschicken. Den Geldbetrag hiefür wird dann mein Vater bei nächster Gelegenheit übermachen. Es grüßt Dich herzlich

Dein

treuer Vetter

Reinhard Hahn.

23.

Feldkirchen, den 24. Mai 18 . .

Liebe Frau Base!

Die Erdflöhe haben unsere Kohlpflanzen so sehr zerfressen, daß nur wenige davon zum Setzen tauglich sein werden. Wie wir aber vernommen haben, sind die Ihrigen von diesen schädlichen Insekten verschont geblieben und stehen im schönsten Wuchs. Meine Mutter hat mir daher den Auftrag gegeben, bei Ihnen anzufragen, ob Sie uns nicht ungefähr 600 Kraut=, 300 Wirsing= und 200 Kohlrabensetzlinge gegen Bezahlung überlassen können. Geben Sie uns durch den Ueberbringer dieses gefälligst Antwort, und lassen Sie uns im Falle der Zusage auch die Preise der Pflanzen wissen. Wir würden diese letzteren dann sogleich durch unsere Magd abholen lassen, weil unser Krautfeld schon bestellt und die Witterung zum Pflanzen gar so günstig ist.

Ich grüße Sie herzlich und bin

Ihre

aufrichtige Base
Ursula Haselmann.

24.

Gundelsheim, den 24. März 18 . .

Liebe Renate!

Auf Deine an mich gerichtete freundliche Frage erhältst Du hiermit die bereitwilligste Antwort. Reseda säet man im Monat Mai. Der Samen darf nicht zu alt sein; sonst keimt er nicht. Wo einmal Reseda stand, braucht man selten auf's Neue zu säen, weil er sich gewöhnlich von selbst säet und die Pflanze auf eine erstaunliche Weise sich vermehrt. Je fetter der Boden ist, desto grösser und schöner werden die Blüthen. Der äusserst angenehme, gewürzhafte Geruch derselben wird Dir gewiss Lohn genug für Deine auf diese Pflanze verwendete Mühe sein.

Nimm freundlichen Gruss von

Deiner

dienstwilligen
Anna.

25.

Fantaisie, den 26. Juni 18 . .

Liebste Ulrike!

Du hast mir früher einmal gesagt, daß in Deiner Gegend die Königskerze oder Wollblume so häufig wachse. Damals wußte ich nicht, daß diese Blume zu Etwas zu benutzen sei. Erst gestern hörte ich in der Schule, daß sie, getrocknet, einen herrlichen Brustthee gebe und daher wohl unsere volle Aufmerksamkeit verdiene. Sammle doch recht viel von dieser Blume und denke dabei auch an mich! Ich werde dann für Dich Lindenblüthen pflücken, die bei Dir, so viel mir bekannt ist, sehr rar sind, aber ein vortreffliches schweißtreibendes Mittel abgeben.

Daß Du diesen Handel eingehen wirst, hofft

Deine

treue Elisabeth.

26.

Friesenried, den 2. Februar 18 . .

Mein gefälliger Ludwig!

Wenn Du mir die versprochenen Trommeltauben geschickt hättest, so hätte ich jetzt die Mühe, mich dafür recht schön zu bedanken, und dürfte obendrein mein Geld für Futter ausgeben. Auch habe ich den Taubenschlag nicht umsonst hergerichtet; es fliegen doch wenigstens die Spatzen ein und aus, die mich immer daran erinnern, wie schön mein Ludwig sein Wort hält. Sind die Thierchen vielleicht so ungeschickt, daß sie sich nicht fangen lassen? Nimm Dich in Acht, ich werde Dich gehörig necken mit Deinen allerliebsten blauen Trommeltauben, wenn ich zu Dir komme, und das will ich bald; denn ich muß Dich abstrafen für Dein unerfüllt gebliebenes Versprechen. Der Schlag bleibt indeß offen, wer weiß, ob denn doch nicht eines Morgens ein Pärchen sein trauliches Ruckn hören läßt. Dann wirst Du gleich ein artiges Briefchen erhalten von

Deinem

Freunde N. N.